

Buddha, ekstatisch

111 Zen-Gedichte

Dietrich Roloff

Vorbemerkung

Die nachfolgende PDF-Datei weist einige formale Absonderlichkeiten auf. Der Mehrzahl der Gedichte sind merkwürdige abstrakte Muster aus großen (fettgedruckten) und kleinen X-en beigegeben. Diese Muster sollen die rhythmische Struktur des jeweiligen Gedichts verdeutlichen: Ein groß und fett gedrucktes X symbolisiert eine betonte und ein in Normalstärke wiedergegebenes kleines x steht für eine unbetonte Silbe. Die so umschriebenen Rhythmen, die innerhalb ein und desselben Textes oftmals hin und her wechseln (und ganz nebenbei auch die Verteilung der Worte auf die einzelnen Zeilen begründen), bedürfen der Erklärung:

Der Verfasser muss gestehen, dass ihn, Jahrzehnte später, seine Vergangenheit als Studiosus und Doktorand der Klassischen Philologie eingeholt hat: eigenmächtig und ohne um Erlaubnis zu fragen. Und zwar haben sich in dem Zeitraum von 15 Jahren, in dem die Gedichte entstanden sind, immer stärker Reminiszenzen an seine Beschäftigung mit den Chorliedern der Attischen Tragödie, den hymnischen Gesängen Pindars und der Lyrik einer Sappho und eines Alkaios durchgesetzt. Und das, obwohl es zwischen dieser altgriechischen Dichtung und poetischen Texten in deutscher Sprache einen fundamentalen Unterschied gibt: Trotz des Vorhandenseins von Wortakzenten auch im Altgriechischen entscheidet dort vielmehr die Länge oder Kürze der Silben über den Rhythmus eines Verses, der sich aus unterschiedlichen Abfolgen solcher langen und kurzen Silben zusammensetzt. In der deutschen Sprache sind es stattdessen eben die Wortakzente, also die betonten und die unbetonten Silben jedes einzelnen Wortes, die den Rhythmus eines Gedichtes ausmachen. Diese Kluft zwischen den beiden Sprachen hat der Verfasser einfach dadurch übersprungen, dass er die vorgegebenen rhythmischen Einheiten aus langen und kurzen Silben in solche aus betonten und unbetonten Silben übersetzt hat: Wo die Texte der altgriechischen Lyrik eine lange Silbe aufweisen, hat er eine betonte Silbe und anstelle einer kurzen Silbe eine unbetonte eingesetzt. So ergeben sich Sprachrhythmen, die seiner Muttersprache ursprünglich fremd sind und die doch eine erstaunliche Bereicherung darstellen, mit einem deutlichen Zug ins Dionysisch-Ekstatische.

Andererseits gibt es eine ganze Reihe von Gedichten, denen der Verfasser keine Rhythmus-Muster gegenübergestellt hat. Das sind vor allem Texte, die den uns geläufigen Versrhythmen folgen, und diese Texte sind ausnahmslos von jambischer Struktur. Allerdings kommen gerade auch jambische Gedichte mit zugehörigem Rhythmus-Muster vor, wenn damit auf ein weiteres Gestaltungsprinzip hingewiesen werden soll: auf strophische Analogie: Schon die altgriechische Lyrik kannte die Entsprechung von Strophe und Gegenstrophe, häufig durch eine dritte Strophe mit abweichender Struktur als Abgesang ergänzt (A A B). Die lückenlose Übereinstimmung zweier Strophen, die häufig das ganze Gedicht ausmachen, ist auch für den Verfasser ein zentrales Gestaltungsprinzip gewesen; bisweilen werden solche Zweier-Gruppen sogar miteinander verschränkt oder wird die eine von der anderen umrahmt, so dass sich die Strophenfolgen A B A B oder A B B A ergeben. – Solche Kombinationen sind selbstverständlich nicht auf die Gedichte mit jambischem Versfuß beschränkt, wie auch die strophische Analogie bei den Texten mit typisch altgriechischen Rhythmen eine durchgehend wichtige Rolle spielt.

Gedichtanfänge

Abendfrieden - 111
Abwärts steigst du den Schacht - 11
Ach, diese Gnade des Nichts - 84
Ach, Lieben, das ist - 62
Achtzehn warst du, neunzehn vielleicht - 66
»Alles dies ist nichts« - 30
Alles entfällt deinen weit - 104
Alles fällt von dir ab - 96
»Auch die Flüsse und Berge« - 82
Aufbruch hast du - 75

Buddha - hat er je getanzt - 88
Buddha-Kopf aus Qingzhou - 36
Buddha-Statuen - 13

Da, aus der Endzeit täglichen Sterbens - 59
Damals, als dich zum ersten Mal - 89
Darin hast Du schon Recht, kein Zweifel - 53
Dass ein Gespräch über Bäume - 51
Dass nichts Bedeutung hat - 64
Dem Antlitz deines Todes - 61
Der Boden birst - 12
Dich erhoben hast du - 71
Die Blätter fallen - 108
Die ganz frühen Meister - 29
Die Sterne kennen Tage - 109
Die Welt beweist nichts, nicht - 10
Diese Oase aus Licht - 50
Dir blühen die Blumen - 48
Du bist der Herbst - 28
Du bist wie ohne Haut - 106
Du, zumal in der Freude - 80
Duftende Gräser aus Nichts - 110

Eingebettet ins Leere liegt - 35
Erst im Verzicht liegt Gewinnen - 42
»Es geht ein dunkle Wolk' herein« - 85
»Es ist ein Schnitter, heißt der Tod« - 65
Es ist eine Güte - 43

Flirrendes Laub im Gegenlicht - 8
»Frühlings- und Herbst-Annalen« - 41

Gefräßiger Drache am Wolkentor - 21

»Geh' aus, mein Herz, und schenke Freud'« - 15
Grauen und Glanz sind eins - 60

Hände wie Ebenen weit - 70
Herbst, und die Stimme der Farben - 105
Herbstlicht kündigt das Sterben - 34
Herz des Buddha - o mein Herz! - 7
Hoher Himmel und weit - 102

Im Leeren, so sagt das Sûtra - 69

Jedesmal beim Zazen - 46
Jenseits der Worte - 25
»Jenseits von Leben und Tod« - 72

»Kein richtiges Leben im falschen« - 100
Klaffende Wunden ins Licht - 91
Kollwitzplatz - 32

Längst schon hast Du ein Loblied verdient - 97
Lass alles los - 81
Leer, ohne Grund - 54
Leiste keinen Widerstand - 103
Letzte Libelle im Herbst - 23
Licht wie ein Schwert - 99
Liebe spannt dich - 76

Märchenerzähler - 9
Mein Leib die Nacht - 17
Mitten im Heillosen - 45
»Mitten im Leben, ach« - 79

Nicht das ist es nur - 77
Nicht erst am Rand der Welt - 73
Nichts bewahrt - 5
Nichts sagt das Lächeln der Blumen - 31
»Nicht-Sein ist nicht« - 68
Nirvâna - aufgesprengt - 27
Noch täuschen die Frühlinge vor - 44

Ob die Sonnen der Nacht, ob - 101
Öffne dich ihren Mündern - 58
Oh, verstummen - warum - 4
Otto, Du herzlicher Freund - 57

Perle Dôgens, Du! - 20
Reichtum ist keiner - 94

Schrecken, die der Abgrund gebar - 67
Sein und Nicht-Sein ist eins. Du - 93
Sieh', auch der Frühling - 40
Sieh', wie doch der Kreis sich schließt - 74
Singen - 3
Sinnlos die Welt - und daher - 16
So von den Dingen so ganz - 87
»So, wie es ist, ist es gut« - 37
Sören, wie hab' ich mich - 39
Sterben geschieht nicht ins Dunkel - 6
Sterben ist ein Abschied von besondrer Art - 52

Talgrund weit meines Herzens - 19
Tiefer noch als zum Tränen-Strom - 33

Unbegreiflich - 55
Unten die Abgrundschwärze - 90

Verloren ins Schauen - 107

Wald, der im Weiher sich spiegelt - 26
Wandle dich zum Gefäß - 86
Warum löst dir der Herbst - 38
Weite, grenzenlos - 1
»Weiten aus Licht geh'n durch dich hin« - 49
Welcher Dharma denn ist das - 83
Wenn du den Augenblick - 47
Wie kann das sein - 22
Wie leicht noch, du hörst sie - 56
Wie Spiel der Götter - 63
Wieder der Herbst - 95
Wieder dies herbstliche Aufersteh'n - 78
Wieder schon Herbst, und wieder - 98
Windstille überm Meer - 2
Wohin will dieser Jubel mit dir - 18
»Wohlan denn, Herz« - 24

Yakushi-ji - 14
»Yume no ato« - 92

1

Weite, grenzenlos.
Der Morgen geht auf Große Fahrt –
Du bist ihm Meer und Wind.

(2003)

2

Windstille überm Meer.
Mit vollen Segeln gleitet
Ein Schiff im Sonnenglanz.

Ein Sturm geht von ihm her.
Die Wolken stimmen ein ins
Singen der Tathâgatas.

(1993)

Tathâgata, wörtlich *der So-Gekommene*, ist der Ehrentitel für einen vollkommen Erleuchteten. *So gekommen* zu sein bedeutet dabei, dass der Betreffende in der »*Soheit*« angekommen, und das heißt, dorthin gelangt ist, wo sich die Dinge *so* zeigen, wie sie in Wahrheit sind, nämlich leer. Die »*Soheit*« ist also die Leere als das „wahre Wesen“ aller Dinge.

3

Singen –
Singen, das ist es: sonst nichts.

Ich singe den Aufflug des Jubels,
Singe den Glanz durch die Mauern der Dinge,
Singe den Tränensturz,
Singe die Wangen der Freude hinab,
Singe den Leib meines Lebens.

Aus meinem Singen hebt sich
Der Herzschlag der Welt.

Ich singe die Worte der Schöpfung.
Mein Singen ist Flut, ist das Steigen der Dinge –
 Sie steigen aus nichts,
Mein Singen ist Sinken – sie fallen zurück,
 Ins Sterben, das alles nimmt.
Mein Singen ist Tanzen, ist Shivas, ist Buddhas Tanz.

Ich singe die Worte der Schöpfung,
Ich singe das Schweigen,
Ich singe die Glut.

Singen – sonst ist nichts.

(1993)

In **Shiva**, dem tanzenden Gott des hinduistischen Mythos, verkörpert sich die Schöpfungskraft des Feuers und zugleich die Kraft einer Vernichtung, der sich nichts entziehen kann; **Shivas Tanz** symbolisiert somit das ewige Entstehen und Erlöschen der Dinge, aber ebenso auch das Entstehen und Erlöschen immer neuer Welten, die einander in unendlicher Folge ablösen. – Im Kōan 1 des *Cong-rong-lu* (*Shōyōroku*) wird diese Verantwortlichkeit für das weltumspannende Entstehen und Vergehen auf den transzendenten Buddha übertragen.

Oh, verstummen – warum
Solltest Du das,
Stimme Du meines Mundes?
Weil es den nicht mehr gibt, der Dich spricht?
Sprichst Du doch ohne mich auch!
Sprichst mit der Stimme des Herbstes,
Du, mein leibloser Mund,
Sprichst wie im Roten Tod Beteigeuzes
Hier im fallenden Laub!
In dieser Stimme da,
Bin ich, bin nicht,
Mir entschwunden ins Licht.

Oh, verstummen, nur weil
Dort, wo nichts ist,
Sich auch nichts sagen lässt?
Was du dennoch erfährst,
Liegt, wie es heißt, der Stimme voraus, doch
Hält es deshalb dich stumm?
Wie, was der Welt gar voraus liegt,
Leer und wie nicht, in die Welt
Sich verschwendet, so *du* auch, ins hell
Grenzenlose geweitet,
Brichst du ins Wort,
Sprachlos – sprachübertoll.

(1994)

4 Forts.

X x X xx X
 X xx X
X x X xx X X
X x X xx X xx X
 X xx X xx X
 X xx X xx X X
X x X xx X
 X xx X x X xx X X
X x X xx X
 X xx X x X
 X xx X
X x X xx X

X x X xx X
 X xx X
 X xx X x X
X x X xx X
 X xx X x X xx X X
X x X xx X
 X xx X xx X X
 X xx X xx X
X x X xx X xx X
X x X xx X X
 X xx X
X x X xx X

Beteigeuze, einer der Hauptsterne im Sternbild Orion, befindet sich im Zustand eines Roten Riesen: Sterne einer bestimmten Größenordnung, zu der auch unsere Sonne gehört, kollabieren am Ende ihrer Entwicklung nicht zu Neutronen-Sternen, sondern blähen sich zu Riesensternen auf, die wegen ihrer spezifischen Oberflächentemperatur vor allem rotes Licht aussenden (ein Schicksal, das unserer Sonne in 4 – 5 Milliarden Jahren widerfahren wird, wobei sich ihr Durchmesser so weit ausdehnt, dass sie die beiden sonnennächsten Planeten Merkur und Venus verschlingen wird).

In der „Ankündigung“ des Kōan 7 *Bi-yan-lu* ist von dem „einen Satz“ die Rede, der „**der Stimme voraus liegt**“. Das zielt auf die unmittlere und zugleich unaussprechliche Erfahrung des Dharmakāya, der *Großen Leere*, wir können auch sagen, des Nichts – als desjenigen, was sogar noch **der Welt voraus liegt**.

Dieses Gedicht weist, wie das obige Muster seiner Rhythmen augenfällig macht, erstmals eine Spiegelung um die X-Achse auf: Man denke sich den Verlauf dieser horizontalen Achse in der Leerzeile zwischen den beiden Strophen und wandere mit den Augen bald aufwärts, bald abwärts.

5

Nichts bewahrt
 Dich vor dem Schmerz des Abschieds,
 Nämlich des letzten, nichts.
 Ach, solange es dich drängt,
 Dir dein Ich zu erhalten –
 Nichts, auch das Teuerste nicht,
 Bist du zu halten kräftig genug.
 Alles, so sehr du dich sträubst,
 Alles entgleitet zuletzt,
 Alles, du auch.

Hast du dich
 Erst einmal aufgegeben –
 Schmerz ist dann keiner mehr,
 Abschied auch hast du dann
 Hinter dir allemal. Denn
 Dort, wo du anlangst und bleibst,
 Endet das Reich der Klagen; dort bleibt
 Auch, was am teuersten dir,
 Dir, der du gar nicht mehr bist,
 Ortlos vereint.

(2000)

```

X x X
  X xx X x X X
  Xxx X x X
X x X xx X
X x X xx X X
  X xx X xx X
  X xx X x X xx X
  X xx X xx X
  X xx X xx X
  X xx X
X x X
  X xx X x X X
  X xx X x X
X x X xx X
X x X xx X X
  X xx X xx X
  X xx X x X xx X
  X xx X xx X
  X xx X xx X
  X xx X

```

In der **Ortlosigkeit** des Nicht-Ortes, von dem auch die Gedichte 37 und 54 sprechen, gibt es keine Dualität, keine wechselseitige Distanz, kein Getrenntsein des Verschiedenen; dort ist alles – unterschiedslos – seit jeher und für immer **vereint**, freilich als – nichts.

Sterben geschieht nicht ins Dunkel,
 Sterben geschieht ins Licht:
 Löscht du dich aus,
 Gibst dich der Leere anheim,
 Trifft den Verwandelten Licht -
 Licht, das die Leere erfüllt.
 Sagt nicht das Sûtra, das allbekannte,
 Das vom Herzen der Einsicht:
 „Leere ist Licht,
 Licht, das ist Leere“?
 Ach, wohl nicht. Doch das Licht, das du bist,
 Das ist das Licht der Schöpfung,
 Schenkt dir die Welt zurück,
 Wie es vor Jahrmilliarden
 Quarks und die Galaxien
 Jählings dem Nichts entrissen.

Freude, die lodert wie Feuer,
 Glutheller Wärmestrom,
 Glück bricht hervor,
 Tränen auch, Tränen des Glücks,
 Strom, der sich weitet und dehnt,
 Trägt dich aufs offene Meer:
 Unter der Sonne der Freude gleitet
 Kraftvoll, stetig das Schiff, seit
 Jeher besetzt
 Schon mit den Buddhas,
 Singend, jubelnd wie du, dass sie sind,
 Hier in der Zeit, gesegnet,
 Hier, und ist Reines Land.
Du stehst entflammt, ekstatisch,
 Mund nur, der singt, nur Mund,
 Singst du die Welt in Freude.

(2002)

6 Forts.

X x x X x x X X
X x x X x X
X x x X
X x x X x x X
X x x X x x X
X x x X x x X
X x x X x x X x X X
X x X x x X X
X x x X
X x x X X
X x X x x X x x X
X x x X x X X
X x x X x X
X x x X x X X
X x x X x X
X x x X x X X
X x x X x x X X
X x X x x X X
X x x X
X x x X X
X x X x x X x x X
X x x X x X X
X x x X x X
X x x X x X X
X x x X x X
X x x X x X X
X x x X x X X

Die erste Strophe wandelt auf spielerische Weise den berühmten Satz des Hannya Shingyō, des **Sūtra vom Herzen der Einsicht**, ab: „Form ist nicht verschieden von Leere und Leere ist nicht verschieden von Form; Form nämlich ist Leere und Leere ist Form.“

Das mit **singenden, jubelnden Buddhas besetzte Schiff** spielt auf das Gedicht 2 an. – **Reine Länder** wie das Land Sukhāvātī des Buddha Amitābha symbolisieren als überirdische Paradiese eine Daseinsform jenseits aller Mängel und Nöte, kurz ein Leben in Vollkommenheit.

Und noch etwas: Kleine Kinder singt man in den Schlaf; hier geht es darum, die Welt in den Zustand der **Freude**, ihrer Freude, hineinzusingen.

Herz des Buddha – o mein Herz!

Ein einziger Herzschlag,
Nur dieser eine,
So als schлüge es nicht,
Als hätte das Nichts
Nicht diese Herz-Form,
Die randlose Form meines Herzens.

Herzwoge, weltenweit hin –
Nur diese unbegonnene eine,
In der alles schwingt –
Und doch still steht,
Still und gesegnet
Im Glanz meines Herzens.

Herz des Buddha, mein weites.
Noch Galaxien kreisen darin.
Kein Schrecken berührt es,
Nicht der Schrecken der Trauer,
Nicht des Entsetzens, keiner Empörung –
Gegen wen, gegen was auch sollte es aufsteh'n?

Glanz, der sich selbst bejaht,
Woge, die alles ist,
Glanzwoge, Weltwoge, herzweit.

Herz des Buddha, o mein Herz!

(1992)

7 Forts.

X x X xx X X
x X xx X X
X xx X X
X x X xx X
x X xx X
X xx X X
x X xx X xx X X

X xx X xx X
X xx X x X xx X X
x X xx X
xx X X
X xx X X
x X xx X X

X x X xx X X
X xx X x X xx X
x X xx X X
X x X xx X X
X xx X x X xx X X
X x X xx X x X xx X X

X xx X x X
X xx X x X
X xx X xx X X

X x X xx X X

Wenn die absolute Leere, das Nichts, als Dharmakāya, als der „Wahrheitsleib“ Buddhas gedeutet wird, dann muss dieser Leib auch ein Herz besitzen, sozusagen als sein innerstes und tiefstes Geheimnis; und genau in diesem Sinne ist im obenstehenden Gedicht die Metapher **Herz des Buddha** zu verstehen – als der Kern dessen, was nicht ist und nichts ist und deshalb auch keinen Kern haben kann.

Flirrendes Laub im Gegenlicht,
 Wenn schon die Sonne sinkt.
 Baumgewölbe, als hätte
 Ruysdael Rembrandt die Hand
 Über das Kupfer geführt.
 Goldglanz,
 Frieden von innen her,
 Deiner und des erst
 Noch zukünftigen Abends,
 Angekündigt im Schattenhauch.
 Goldglanz -
 Siehst du das Goldgesicht?
 Lächelnd sitzt er und Licht-umkränzt,
 Rings überall,
 Sanft in den Fluren: sie segnend.

»Buddha-Natur«! Doch nicht wie sonst
 Dein und der Dinge Kern,
 »Große Leere« genannt. Nein,
 Fülle dessen, was sich
 Autopoietisch erhält:
 Physis
 Hieß es den Griechen – als
 Kreislauf bedingten,
 Immer gleichen Entstehens
 Galt und gilt es seit Gautama.
 Physis,
 Buddha-entsprungen, dem
 Dharmakâya, dem Nichts, und ist
 Liebend beschützt,
 Freudig geborgen im Goldlicht.

(1999)

8 Forts.

X x x X x X x X
X x x X x X
X x X x x X X
X x X x x X
X x x X x x X
X X
X x x X x X
X x x X X
X x X x x X X
X x X x x X x X
X X
X x x X x X
X x X x x X x X
X x x X
X x x X x x X X

X x x X x X x X
X x x X x X
X x X x x X X
X x X x x X
X x x X x x X
X X
X x x X x X
X x x X X
X x X x x X X
X x X x x X x X
X X
X x x X x X
X x X x x X x X
X x x X
X x x X x x X X

Jacob van **Ruysdael**, niederländischer Maler des 17. Jahrhunderts, ist für seine grandiosen Landschaftsbilder berühmt, deren besonderes Merkmal weit ausladende und hoch in den Himmel hinaufragende Bäume sind. – **Goldgesicht** meint den transzendenten Buddha, der als das „wahre Wesen“ aller Dinge allüberall gegenwärtig ist. – **Autopoietisch** ist ein Begriff aus der Systemtheorie, der die Fähigkeit „offener Systeme fern vom Gleichgewicht“ bezeichnet, sich selbst zu gestalten und durch Austausch mit der Umwelt sowohl sich selbst zu erhalten als auch sich wechselnden Umweltbedingungen anzupassen (vgl. das Gedicht 10: Autopoiese). – Der **Kreislauf immer gleichen Entstehens** bezieht sich auf die hinduistisch-buddhistische Kosmologie, derzufolge nach immer dem gleichen Schema unendliche viele, jeweils vergängliche Welten aufeinander folgen.

Märchenerzähler,
 Lügen-Barone,
 Diese alten Erfinder des Chan:
 Dass nur einer gelächelt habe,
 Damals, bei jenem
 Seltsamen Auftritt:
 »Buddha mit Blüte statt Worten«.

Unsinn: Nur einer!
 Alles lächelt, lächelt dich an,
 Nicht die Wunder des Frühlings allein,
 Nicht die Gluten des Herbstes,
 Noch im großen Gewölk,
 Noch im Dunst über See,
 Der die Inseln umschleiert,
 Lächelt die Welt,
 Lächelt der Buddha dir zu;
 Du auch lächelst zurück,
 Lächelst – auch du – die Buddha-Güte,
 Lächelst die Leichtigkeit
 Lebens wie Sterbens:
 Und all dies Lächeln ist grundlos.

Stille des Meeres
 Unter der Küste.
 Felsen ruhen im Spiegel der See,
 Schädelstätte der Vorzeit, schweigend –
 Windschatten glättet
 Wellen und Lüfte,
 Frieden umhüllt dich, der aufsteigt
 Hinter dem Antlitz
 Dieses sonst so stürmischen Tags.
 Buddha-Lächeln – sein leerer, sein Leib
 Strahlt es aus, und ist Goldglanz
 Allzumal, der der Welt
 Innewohnt, ihr das Licht
 Schenkt, den Segen des Lächelns.
 Strahlt nicht aus dir
 Auch dieser Segen hervor?
 Ist dies Lächeln nicht deins?
 Dort, wo dein Leib in Leerheit mündet,
 Teilst du den Segen aus,
 Selbstloses Leuchten:
 Du Quell und Abgrund der Buddhas.

(2003)

9 Forts.

```

      X xx X X
      X xx X X
    X x X xx X xx X
    X x X xx X x X X
      X xx X X
      X xx X X
      X xx X xx X X
      X xx X X
X x X x X xx X
  X x X xx X xx X
  X x X xx X X
  X x X xx X
  X x X xx X
  X x X xx X X
    X xx X
    X xx X xx X
  X x X xx X
    X xx X x X x X X
    X xx X x X
    X xx X X
x X x X xx X X

      X xx X X
      X xx X X
    X x X xx X xx X
    X x X xx X x X X
      X xx X X
      X xx X X
      X xx X xx X X
      X xx X X
X x X x X xx X
  X x X xx X xx X
  X x X xx X X
  X x X xx X
  X x X xx X X
    X xx X
    X xx X xx X
  X x X xx X
    X xx X x X x X X
    X xx X x X
    X xx X X
x X x X xx X X

```

Das Kōan 6 des *Wu-men-guan* (*Mumonkan*) spielt auf einen uralten Topos des buddhistischen Mythos an: auf die Legende, der Buddha habe als Abschluss seiner Lehrtätigkeit, als seine gesamte, nicht gerade kleine Schülerschar auf dem „Geierberg“ darauf wartete, eine letzte, alles bisher Gesagte zusammenfassende Lehrrede geboten zu bekommen, lediglich schweigend eine einzelne **Blüte** in die Höhe gehalten: Verständnislose Gesichter der nach Tausenden zählenden Menge; **nur einer**, der Meisterschüler Kāshyapa, habe dem Buddha mit einem Lächeln zu verstehen gegeben, dass diese wortlose Predigt bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen ist, woraufhin Buddha ihn zum Mahākāshyapa erklärt und ihm die Nachfolge übertragen habe. – **Nur einer** unter Tausenden also - so die Legende – **habe gelächelt**.

Buddhas **leerer Leib** meint den Dharmakāya, den „Wahrheitsleib“, die mit dem „wahren Wesen“ aller Dinge identische absolute Leere; der „Wahrheitsleib“ ist also streng genommen ein Leerheits-Leib, der nichts anderes als Leere und nicht einmal Leere ist.

Die Welt beweist nichts, nicht
Einmal sich selbst.
Dass es ist, darauf kann kein
Seiendes sich berufen.
Nicht den Prediger gilt es,
Dass alles eitel sei,
Das Prunken der Macht, das
Selbstverliebte Besitzen.
Nicht den Wandel der Dinge
Will ich beschwören – dass nicht zu sein
Der Kern ihres Bestehens ist,
Ach, wie schwer geht uns das ein,
Und uns einzugestehen, dass
So die Welt ihrer selbst
Ein untaugliches Unterpfand.

Wie sehr es auch scheint, die
Ordnung der Welt
Sei das Werk einer Vernunft –
Aber das ist nur Spiel, das
Spiel der Autopoiese.
Nicht hat ein Schöpfergott
Sie vor sich gesetzt, dass
Lobpreis seines Geschöpfes
Ihn verherrlicht, auch führt kein
Weltgeist den Weltlauf ans Ziel, wohin
Das sein mag. Ob sie ist, ob nicht,
Diese Welt, anders vielleicht –
Allemal ist es gut. Noch ihr
Nicht-Sein störte doch nicht
Das Lächeln des Tathâgata.

(1993)

10 Forts.

```

      x X x x X X
      X x x X
X x X X x x X
      X x x X x X X
      X x X x x X X
      X x x X x X
      x X x x X X
      X x X x x X X
      X x X x x X X
      X x x X x x X x X
x X X x x X x X
X x X X x x X
      X x X x x X x X
      X x X x x X
      x X X x x X x X
      X x X x x X X
      X x X x x X X
      X x x X x x X x X
x X X x x X x X
X x X X x x X
      X x X x x X x X
      X x X x x X
      x X X x x X x X

```

Weltgeist – Anspielung auf den Philosophen Hegel und seine Lehre, dass der **Weltlauf** von einem der Welt zugrunde liegenden Prinzip, eben dem Weltgeist, auf ein vorgegebenes **Ziel** hin gesteuert wird, das durch ein Doppeltes gekennzeichnet ist: die vollständige Selbsterkenntnis dieses – mit Gott identischen – Weltgeistes und dessen Realisierung in der äußeren, objektiven Welt.

Abwärts steigst du den Schacht
 Hin zu den Orten des Todes.
 Furchtlos schreitest du aus
 Durch die Gewölbe des Sterbens.
 Rückwärts schaust du nicht mehr:
 Abschied und Schmerz
 Liegen schon längst,
 Längst schon weit hinter dir.
 Vorwärts schaust du und gehst
 Bis an den letzten Ort,
 Trittst hinaus in das Nichts.

Alles fällt von dir ab:
 Nase und Mund und die Augen,
 Wie das Sūtra es will,
 Ohren, die Glieder des Leibes.
 So entblößt bis ins Nichts
 Ruft dich das Glück
 Helleren Tags
 Hierher ins Licht zurück.
 Lotus-Land ist nun das,
 Wie du da täglich lebst,
 Andres Land brauchst du nicht.

(2000)

X x X xx X
 X xx X xx X X
 X x X xx X
 X xx X xx X X
 X x X xx X
 X xx X
 X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X
 X xx X xx X X
 X x X xx X
 X xx X
 X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X

Mit dem **Sūtra** ist wiederum, wie im Gedicht 6, das Hannya Shingyō, das *Sūtra vom Herzen der Einsicht* gemeint, in dem es unter anderem heißt: „In der Leere gibt es weder Körper noch Empfindung, Denken, Handeln und Bewusstsein, noch Auge, Ohr, Nase, Zunge, Tastorgan (Haut) und Denk-Substrat (Gehirn)...“ – **Lotus-Land** meint dasselbe wie *Reines Land*, mithin ein allen Mängeln und Nöten, aller Bedürftigkeit entthobenes Dasein, anders gesagt: eines, das auch nicht den mindesten Anlass gibt, in eine andere Welt entfliehen zu wollen.

Der Boden birst.
 Das Bodenlose
 Steigt auf und flutet dich
 Mit jubelnden Tränen der Freude.
 Was fragst, was suchst du noch?
 Alles ist weggewischt,
 Alles, du auch.
 Nur ist noch Feuer da,
 Die Glutten der Freude.
 Schluchzen, Schluchzen, und hat keinen Ort.

Und bist doch hier,
 Bist *du* und lächelst,
 Und stürmt dahin, dein Gang,
 Und leuchtenden Glanz in den Augen.
 Wie lebst du leichten Seins!
 Wie doch der dunkle Grund
 Mitten in dir
 Offen zu Tage liegt,
 Zu stetiger Güte:
 Noch die Nächte sind hell ohne Mond.

Lin-ji hat recht:
 Du brauchst nichts weiter,
 Hast ausgesorgt, bist frei,
 Enthoben dem Mühen und Suchen:
 Der »*wu shi ren*« bist du.
 Was du auch sonst noch tust,
 Ist wie nur nichts
 Gegen die Freudenflut,
 Die alles davonschwemmt,
 Wenn das Beben jäh über dich kommt.

(Für Stephan Schuhmacher – 2000)

12 Forts.

x X x X
x X x X X
x X x X x X
 x X xx X xx X X
x X x X x X
 X xx X x X
 X xx X
 X xx X x X
 x X xx X X
 X x X xx X xx X

x X x X
x X x X X
x X x X x X
 x X xx X xx X X
x X x X x X
 X xx X x X
 X xx X
 X xx X x X
 x X xx X X
 X x X xx X xx X

x X x X
x X x X X
x X x X x X
 x X xx X xx X X
x X x X x X
 X xx X x X
 X xx X
 X xx X x X
 x X xx X X
 X x X xx X xx X

»*Wu shi ren*«, wörtlich „ein Mensch ohne Angelegenheiten“, ist *Lin-ji's* Formel für den Zustand des Erleuchtetseins. *Wu shi ren*, das meint einen Menschen, der nichts mehr zu betreiben oder zu besorgen hat; der nichts mehr erreichen muss, weil er alles, was er braucht, schon hat. Natürlich verharrt ein solcher Mensch nicht in regloser Untätigkeit; doch alles, was er tut, kann der Erfüllung, die ihm eh zu eigen ist, nichts hinzufügen, aber auch nichts wegnehmen.

Buddha-Statuen –
 In den Vitrinen der Völkerkunde
 Halten wir uns ihr
 Lächeln vom Leibe.
Spotlights verfälschen das
 Ihnen eigene Licht,
 Gegenzauber, um uns
 Ihrer Macht zu entziehen.

Lässt du aber dich ein,
 Bricht durch die Trennwand des
 Aufgezwungenen Gleißens,
 Offenbart sich ein anderer Glanz,
 Einer mit Sprengkraft,
 Seines Gefängnisses Spott, der draußen
 Vor den Museumsmauern
 Erst seinen Welttag hat.

Nein, es sind nicht,
 Platon, zwei Welten, die eine jenseits,
 Jene des Glanzes,
 Hier diese andre,
 Die unsrer Leiden, so
 Unvollkommen, dass uns
 Nur Verzweiflung, es sei
 Denn die Flucht dorthin bliebe.

Nein, die Epiphanie
 Göttlichen Glanzes auf
 Leib und Lippen der Buddhas
 Kündet dir vom Frohlocken der Welt,
 Dieser nur einen,
 Über sich selbst: So sich ganz genügend
 Ist ihr, vom Glanz erfüllt, nichts
 Rettendes nötig sonst.

(Für Ute Tuch – 1994)

13 Forts.

X x X X
 X xx X xx X x X X
 X xx X X
 X xx X X
 X xx X x X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X X

X x X xx X
 X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X xx X
 X xx X X
 X xx X xx X x X X
 X xx X x X X
 X xx X x X

X x X X
 X xx X xx X x X X
 X xx X X
 X xx X X
 X xx X x X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X X

X x X xx X
 X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X xx X
 X xx X X
 X xx X xx X x X X
 X xx X x X X
 X xx X x X

Dieses Gedicht geht auf einen Besuch der Völkerkunde-Abteilung des British Museum im Jahre 1992 zurück. – Platons wirkungsmächtige **Zwei-Welten**-Theorie besagt, dass es jenseits der irdischen, mit Mängeln und Leiden aller Art behafteten Welt (der Welt des Werdens und Vergehens, man könnte auch sagen: der Welt des Samsāra) eine andere, vollkommene Welt gibt (die Welt des ewig Seienden, die keine Veränderung kennt), in der für Leiden gleich welcher Art kein Platz ist und zu der wir – so Platon in seinem Dialog *Theaitetos* – so schnell wie möglich **Zuflucht** nehmen sollten.

Yakushi-ji,
 Nara, Tempel des all-
 Heilenden Arztes, kein
 Leid, kein dunkles Gewölk, das
 Vor ihm besteht,
 Seinem blicklosen Blick und Sog
 Einwärts ins Leere, bei
 Halbgeschlossenen Lidern,
 Sich widersetzen kann:
 Bronzen – als wär' er entrückt,
 Strahlt die welt-
 Füllende Güte
 Seines Nicht-Tuns, seines Verzichts
 Tiefer ins All als noch
 Sonne und Mond, die ihm,
 Glanzvoll-gelassen,
 Hehre Gandhâra-Gestalt, zwei
 Arztgehilfen, zur Seite steh'n.

Und – kein griechischer Gott, so sehr
 Dich ihr Marmor auch blendet,
 Hat aus strahlendem Licht je,
 Machtvoll, wie Sturm vom Olymp,
 So tröstend die Welt gesegnet.

Noch die Buddhas,
 Die bei Venzke, Berlin,
 Manchmal zu Gast sind, *WEI-*
 Dynastie, selten *QI*: nur
 Diener auch sie,
 Kräftig, glanzvoll aus seinem Glanz,
Yakushi, Retter-Arzt,
 Höchster Herr übers Welt-Leid.
 Kunsthändler-Stolz, zu Recht,
 All diese Gäste aus Stein,
 Schweigsam-starr,
 Magische Tröster,
 Um sie her auratische Kraft,
 Und sie verwandelt den,
 Der ihrem Lächeln, Traum-
 Leisem, sich aussetzt –
 Unmerklich trägt es ihn fort, und
 Ist doch nirgends, sein Glück, als hier.

Kuroi sind sie, nicht Weihgeschenk,
 Nicht auf Gräbern ein Denkmal,
 Anders, ebenso zeitlos,

Eher wie Götter sie selbst,
Dank *Yakushi* Leidenslöser.

(Für Günter Venzke – 2001)

```
X x X X
  X x X xx X
    X xx X x X
  X x X xx X X
    X xx X
  X x X xx X x X
    X xx X x X
  X x X xx X X
    X xx X x X
      X xx X xx X
  X x X
    X xx X X
X x X x X xx X
  X xx X x X
  X xx X x X
  X xx X X
  X xx X xx X X
  X x X xx X x X

  X x X xx X x X
  X x X xx X X
  X x X xx X X
    X xx X xx X
  X X xx X x X X

X x X X
  X x X xx X
    X xx X x X
  X x X xx X X
    X xx X
  X x X xx X x X
    X xx X x X
  X x X xx X X
    X xx X x X
      X xx X xx X
  X x X
    X xx X X
X x X x X xx X
  X xx X x X
  X xx X x X
  X xx X X
  X xx X xx X X
  X x X xx X x X

  X x X xx X x X
  X x X xx X X
  X x X xx X X
    X xx X xx X
  X X xx X x X X
```

Im *Yakushi-ji*, südwestlich des heutigen Nara, einem der ältesten buddhistischen Tempel Japans, der bis zu seiner 1300-Jahr-Feier 2018 vollständig renoviert sein soll, gibt es in der Haupthalle drei überlebensgroße Bronze-Figuren, die künstlerisch dem sog. *Gandhāra*-Stil zuzurechnen sind: in der Mitte der Buddha *Yakushi* (der *Meister der Arzneien*), im Lotus-Sitz, rechts und links flankiert von den beiden Bodhisattva Nikko (*Sonne*) und Gakko (*Mond*), aufrecht stehend, mit Spiel- und Standbein. Diese drei Bronze-Plastiken gelten als die elegantesten der gesamten buddhistischen Kunst. – *Gandhāra*: ein Königreich im Nordwesten des Indischen Subkontinents, dessen künstlerische Hervorbringungen unübersehbare Einflüsse seitens der griechischen Kunst aufweisen, vermittelt durch die Ausstrahlung des Hellenismus. – Die Zeiten der *WEI*- und *QI*-Dynastien (386-577) waren Höhepunkte buddhistischer Kunst im alten China. – *Kuroi* sind nackte Jünglingsgestalten, die im alten Griechenland entweder einem Gott zu Ehren als Weihgeschenk und Dankesgabe für einen Sieg bei sportlichen Wettkämpfen im Tempelbezirk des betreffenden Gottes oder als Grabdenkmäler auf Friedhöfen, den sog. Nekropolen, aufgestellt wurden.

»Geh' aus, mein Herz, und schenke Freud'«,
Verschenke alles, was du hast,
Verschwende deinen Vorrat,
Den Frühling nicht, und auch kein Herbst
Erschöpfen kann, so heftig sie,
So weit sie allerorten prangen.

Gib deine Freude allen Dingen hin,
Gib sie mit vollen Händen,
Lass' Blumen, Bäume, Fluren
Aus deiner Freude aufersteh'n,
Lass' sie ihr Sterben feiern
Und ihre Wiederkunft,
Erkenne dich in ihrer Freude wieder,
Im Glanz des Lebens, Glanz des Todes auch.

(1994)

Sinnlos die Welt – und daher
 Muss das Gedicht,
 Soll es denn Wahrheit besitzen,
 Gleichfalls, so sehr du auch suchst,
 Jeglichen Sinn entbehren?
 Sinnentleert, aber schön – nur
 Hehres Gefüge der Worte?
 Dann und nur dann entspricht es
 Unbeschönigtem Weltlauf?
 Und in der Tat,
 Nicht einer Utopie
 Eilt Geschichte entgegen, auch
 Fortschritt der Menschheit zum
 Immer Besseren hin ist
 Nirgends in Sicht.
 Wie also ließe sich da
 Selbstbetrug anders vermeiden
 Als durch Verweigerung,
 Noch und erst recht im Schönen, erst
 Recht von Sinn im Gedicht?

Anders das Zen-Gedicht, das
 Lustvoll-drauflos,
 Ganz so, als wär' kein Erschrecken,
 Seine Geschichten erzählt.
 Wie denn auch nicht: Wie sollte
 Dem, der randvoll aus nichts lebt,
 Schwindel und Lähmung bedeuten,
 Dass da kein Sinn den Weltlauf
 Unbeirrbar ans Ziel bringt?
 Auch dass sie strömt,
 Liebe, die schenken will,
 Leichthin, gütig um nichts, auch sie
 Braucht keinen Sinn und hat
 Darin Grund mehr als reichlich,
 Dass sie halt ist.
 Leben aus Zen – und dich trifft
 Staunen um Staunen: Wie Sturzbach
 Fällt dich das Leuchten an,
 Glanz aus der Tiefe will ins Wort,
 Jubel drängt ins Gedicht.

(Für Peter Niebaum – 2001)

16 Forts.

X x x X x X X
X x x X
X x x X x x X X
X x x X x x X
X x x X x X X
X x X x x X X
X x x X x x X X
X x x X x X X
X x X x x X X
X x x X
X x x X x X
X x X x x X X
X x x X x X
X x X x x X X
X x x X
X x x X x x X
X x x X x x X X
X x x X x X
X x x X x X x X
X x X x x X
X x x X
X x x X x X
X x X x x X x X
X x x X x X
X x X x x X X
X x X x x X X
X x x X
X x x X x x X
X x x X x x X X
X x x X x X
X x x X x X x X
X x X x x X

Da ist zum einen Adornos bekanntes Diktum, dass »nach Auschwitz kein Gedicht mehr möglich« sei (andererseits: wer hält sich schon daran?), und zum anderen sei an einen so ernst zu nehmenden und gewichtigen Autor wie Paul Celan erinnert, dem Holocaust entronnen, vom Schuldgefühl der Überlebenden durchtränkt, dem sich nahezu aller Sinn der Worte ins **Sinnlose** verfremdet: Mir zumindest erscheint er geradezu wie der Antipode zu meinen Zen-Gedichten.

Dein Leib die Nacht,
 Aus der die Sterne kreisen,
 Ein jeder Stern wie hier.
 Dein Leib der Atem, der
 Den Sonnen ihren Gluthauch leiht,
 Er hauchlos, sie verbrennen sich.

In solchen Leib
 Versunken, was sonst Denken,
 Was Streben, Hoffen war.
 Aus solchem Leib, weil du
 Dich fügsam überlässt, ergeht
 Dein Leben dir, das mehr als deins.

(1995)

x X x X
 x X x X x X X
 x X x X x X
 x X x X x X
 x X x X x X x X
 x X x X x X x X

x X x X
 x X x X x X X
 x X x X x X
 x X x X x X
 x X x X x X x X
 x X x X x X x X

Wohin will dieser Jubel mit dir,
Wohin dieser Jubel der Welt?
Im Echo
Zwischen den Horizonten
Türmen sich Wogen auf -
Gesänge aus Goldschaum.
Farben fluten herein,
Aus deinem Glück ihre Leuchtkraft,
Entzünden den Sommertag.
Vogelruf,
Prangendes Ulmengrün,
Das hohe,
Entrückte Schreiten der Wolken -
Alles wird so zu Licht.
Auch du bist verschmolzen
In das ekstatische Glüh'n.

Das Feuer des Jubels,
Warum hat es längst dich
Nicht schon verzehrt?
Ausgebrannt,
Lange müsstest du's sein.
Aber du bist
Boden- und ränderlos,
Unerschöpflicher Abgrund,
Alles stürzt ihn hinab,
Alles entsteigt ihm, entstürmt,
Und dieser Jubel aus dir,
Glut ohne Ziel, »kein Sinn«!,
Treibt zu immer weiteren Welten,
Freudigster, Gold-reiner Überschwang.

(1994)

18 Forts.

x X X xx X xx X
x X xx X xx X
x X X
X xx X x X X
X xx X x X
x X xx X X
X x X xx X
x X x X xx X X
x X xx X x X
X x X
X xx X x X
x X X
x X x X xx X X
X xx X x X
x X xx X X
X xx X xx X

x X xx X X
x X xx X X
X xx X
X x X
X x X xx X
X xx X
X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X
X xx X xx X
x X x X xx X
X xx X x X
X x X x X xx X X
X xx X xx X x X

Im Zen-Buddhismus gibt es auf die grundlegende Frage: Was ist der Sinn dessen, dass Bodhidharma aus dem Westen (soll heißen: nach China) gekommen ist, nur eine Antwort: Da ist **kein Sinn!** Linji, der große Chan-Meister, hat dasselbe viel einprägsamer formuliert: „Hätte Bodhidharmas Kommen aus dem Westen einen Sinn gehabt, so hätte er nicht einmal sich selbst retten können!“ – Diese Sinnlosigkeit eines einzelnen historischen Ereignisses spiegelt lediglich die Sinnlosigkeit der Welt – und der **Welten** – insgesamt.

Talgrund weit meines Herzens,
Darin der »Eisenbaum«,
Äste nicht, blätterlos,
Über Sonnen hinaus,
Sternenhoch,
Nächtlich tiefes Metall.
Aber vollends erblüht zu
All den Gärten des Frühlings,
Unerschöpfliche Dolden
Schwerer Farben und Duft.
»Eisenbaum«, den noch je
Noch so reichliches Welken
Keiner Blüte beraubt.

Wo verschwunden das Ich, füllt
Wohllaut wie Duft die Welt –
Blütenkelch, der sie ist –
Meines Herzens Gesang.
Blütenkelch,
Duft des »einen Geschmacks«,
Voll von Fernstem, und herträgt
Auch, den ruft dieser Herzschlag,
Einst von Sehnen versehrt, jetzt
Er im »einen Geschmack«
Unverlierbar und ganz
Gegenwärtig, wie ich ihm,
Eins im Blühen der Welt.

(Für Allan – 1995)

Perle Dôgens, Du!

Der Glanz, der sonst nur außen ist,
Geht ganz durch Dich hindurch,
Macht alles gleich, wie sonst der Tod
Nur, macht Dir alles gleich - zu Glanz.

Auch den Tod, den Schmerz:
Dein Leben reicht durch alles hin,
Durchs Werden, Sterben auch,
Und stirbt Dir nie. Auch ohne Welt
Ist das, was nicht ist, nichts als Glanz.

Glanz erst recht als Welt.
Du eine Perle, reiner Schmelz,
Füllst alles aus, versagst,
Ein Strahlenball von Rand zu Rand
Der Welt, Dich keinem Ding, nicht - mir .

(1994)

X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X

X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X

X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X

Im Kapitel 4 (*Ikka no myôju*) seines *Shôbôgenzô* macht sich **Dôgen** den Ausspruch des chinesischen Chan-Meisters Xuan-sha Shi-bei zu Eigen: „Das ganze Universum in den Zehn Richtungen ist eine leuchtende **Perle!**“

Gefräßiger Drache am Wolkentor,
 Im Rachen des Großen Samâdhi
 Verschlingt er gleich alles zugleich,
 Die Erde, den Himmel, die Sterne.
 Nichts lässt er als Rest,
 Nicht einmal – dich selbst.

Und dann die hämische Frage:
 „Woher denn willst du jetzt noch“ –
 Und jetzt erst recht – „all die Berge,
 Die Flüsse nehmen?“ – die ganze,
 Die schöne Vielfalt des Daseins
 Der Dinge, des deinen?

Oh, nichts
 Leichter als das, und so
 Leicht wie der Flug eines Falters,
 Denn:

Die Schwelle des Verschwindens ist
 Die Schwelle deiner Wiederkehr.
 Der Sog der Schwärze, die
 Nun nichts mehr zu verschlingen hat,
 Schlägt um in reines Strahlen.
 Und das bist du,
 Du bist es, der
 Das Grenzenlose füllt
 Mit diesem reinen Strahlen –
 In dem die Sterne neu ersteh'n,
 Die Sternen-Nebel wandern,
 Die blaue Erde hier
 Zu reichem Blüh'n sich öffnet.

Wie aus dem Augemund der Stille,
 Inmitten ihres Kreisens, jäh
 Der Rausch der Schöpfungsworte bricht,
 Dich mitreißt in die Weltgeburt!

(1994)

21 Forts.

```
x X xx X xx X x X
x X xx X xx X X
x X xx X xx X
x X xx X xx X X
X X xx X
X X xx X

x X x X xx X X
x X x X xx X
x X x X xx X X
x X x X xx X X
x X x X xx X X
x X xx X X

X X
  X xx X x X
    X xx X xx X X
  X

x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X X
x X x X
x X x X
x X x X x X
x X x X x X X
x X x X x X X
x X x X x X X
x X x X x X X
x X x X x X X

x X x X x X x X X
x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X
```

Das *Wolkentor* spielt auf den gleichnamigen Berg in der chinesischen Provinz Yunnan an, nach dem der Chan-Meister Yun-men seinen Namen hat. Das Kōan 60 *Bi-yan-lu* berichtet folgende Episode aus seiner Lehrtätigkeit am Wolkentor-Berg: Eines Tages hebt der Meister „Wolkentor“ vor den versammelten Mönchen seinen Wanderstab in die Höhe und erklärt: „Dieser Stab hier hat sich gerade in einen *Drachen* verwandelt, der auf der Stelle das ganze Universum *verschlingt*. *Woher willst du denn nun die Berge, die Flüsse* und die große Erde *nehmen?*“

Wie kann das sein,
Dass alles stirbt?
Nichts bleibt – als dieser
Vorwurf ungestillten Schluchzens.

Wie kann das sein,
Dass nichts besteht?
Weil in den Dingen etwas lebt,
Das nichts ist und nur Sterben kennt.

Wie kann das sein,
Dass es die Dinge gibt?
Nichts ist – als unentwegt
Die Feier des Erscheinens.

Wie kann das sein,
Dein Tod, das Jauchzen deiner Neugeburt?
Dir ganz verloren – grundlos (unbändig,
Wie Wasser strömt) dir ganz geschenkt.

Wie kann das sein,
Dass es kein Sterben gibt?
Weil auch in dir dies etwas lebt,
Das nichts ist und kein Sterben kennt.

In seinem – deinem – Jubel
Glüht und währt die Welt.

(1992)

Letzte Libelle im Herbst –
 Flirrendes Licht auf den Flügeln –
 Ruhelos schwebend und weiß nichts,
 Gar nichts von baldigem Tod.

Großer Räuber, vorbei Deine Zeit,
 Beute gib't's keine mehr.
 Sanft noch wärmt Dich der Tag,
 Einer der letzten voll Herbstlicht,
 Kraftlos schon bald –
 Immer kühler die Nächte –
 Wirst Du erlöschen,
 Einwärts, heimwärts ins Nichts,
 Buddha-Wesen, Du fragst nicht,
 Nicht nach dem Sommer und auch nicht
 Nach Deinem Tod.

Dir braucht kein Zhao-zhou
 Hinweis zu geben, Belehrung:
 „Mach's wie der Baum da im Hof!“
Du bist dem Alten, dem großen,
 Noch um Längen voraus,
 Selber der Satz, der noch
 Allen Sätzen voraus liegt.
Du, ganz wortlose Buddha-
 Lehre, dass doch
 Alle Fülle nur Nichts ist,
 Dass aber auch das Nichts
 Fülle ist, alle sogar.

Der ich schon jetzt
 Deine Gelassenheit übe,
 Täglich im „Großen Tod“,
 Lass' mich dereinst sterben wie Du,
 Klaglos zum Abschied bereit.

(2001)

»Wohlan denn, Herz,
 Nimm Abschied und gesunde!«
 Dies Wort aus Montagnola, Schweiz -
 Vernimm darin die Stimme
 Der Meister einst des Chan:
 „Wie steht's um den, der gründlich
 Den ‚Großen Tod‘ gestorben ist?“

»Wohlan denn, Herz, nimm Abschied«,
 Vor allem von dir selbst,
 Von deinen Träumen, Schmerzen,
 Von deinem Glücksbegehre -
 Und dir wächst Leichtigkeit und Freude,
 Wächst aus dem Sterben Leben zu,
 Wie du es nie erhofft, erahnt,
 Ein Leben voll der Farben,
 Ob es nun deines ist,
 Ob das der Welt -
 Ihr Lerchensang, ihr Sommerglanz! -
 Das jeden Untergang,
 Noch den,
 Gelassen übersteht.

»Nimm Abschied, Herz« -
 Verwandle dich ins Leichte,
 Erheb' dich steil zu Lerchensang,
 Auch wenn die Fluren schweigen -
 Die Stille ruft dich, lockt:
 „Entsteig' dem Leib, dem engen,
 Und sei ganz Lied und Sommerlaut!“

Und weißt, mein »Herz«, doch dies auch:
 Nur da, wo Abschied ist,
 Ist Aufbruch, wartet Ankunft -
 Du musst vom Hier ins Dort
 Und streifst dein Hiersein ab, um anders,
 Von dorthier freudig, hier zu sein:
 »Die Welt so groß und weit«, wie sonst
 Die Leere Bodhidharmas,
 Und sanft hin aufgelöst
 Ins Weite - du,
 Hast du den Festtag ihres Lichts,
 So reich an Glück, um dich
 Herum,
 So leibesnah, so dicht.

(Für Jana - 2002)

Jenseits der Worte,
 Jenseits von Abschied und Tod,
 Da beginnt es zu strömen,
 Strömt es zu Welten aus,
 Uferlos dieses Fließen,
 Ruhig-machtvoller Strom,
 Unergründlich und ohne
 Wirbel und Wellen treibt er
 Unabsehbar dahin,
 Wasser der Tiefe, des Lebens,
 Speist die Oasen des Seins.

Mondlos die Nächte,
 Die über schimmernder Flut:
 Hier schon, hinter den Tränen,
 Hast du den Glanz, das Glück
 Erst zukünftiger Welten,
 Du, nicht du, und schon jetzt.
 Schein im Voraus und Leuchten,
 Längst schon, bevor sie sind, ihn
 Trägt das Strömen dir zu -
 Du, dir ans Dunkel verloren,
 Ragst wie einst Götter ins Licht.

(Für Allan - 2000)

X x x X X
 X x x X x x X
 X x X x x X X
 X x x X x X
 X x X x x X X
 X x X x x X
 X x X x x X X
 X x x X x X X
 X x X x x X
 X x x X x x X X
 X x x X x x X

X x x X X
 X x x X x x X
 X x X x x X X
 X x x X x X
 X x X x x X X
 X x X x x X
 X x X x x X X
 X x x X x X X
 X x x X x x X X
 X x x X x x X

Wald, der im Weiher sich spiegelt,
 Und darunter ist nichts,
 Welt aus Fläche und hat nicht
 Tiefe, Bestand, kein
 Gott, der sie hält in
 Ewigen Händen,
 Gegen den Absturz schützt.
Du aber heimisch noch drüben,
 Leere Seite der Welt,
 Heimisch auch hier im Verschwinden,
 Sich-Bewahren ist keins.

Tage verrinnen, wie Sand rinnt
 Durch die Finger der Zeit,
Deine Stunden sind randlos,
 Flüchtig wie andre
 Zwar, doch von dorthier
 Stille-erfüllt und
 Regloser Augenblick,
 Wo auch kein Grund mehr, kein Jenseits
 Hier die Welt unterfängt,
 Wo, hinterm Rücken des Spiegels,
 Nichts den Himmel umarmt.

(2003)

X x x X x x X X
 X x X x x X
 X x X x x X X
 X x x X X
 X x x X X
 X x x X X
 X x x X x X
 X x x X x x X X
 X x X x x X
 X x x X x x X X
 X x X x x X

X x x X x x X X
 X x X x x X
 X x X x x X X
 X x x X X
 X x x X X
 X x x X X
 X x x X x X
 X x x X x x X X
 X x X x x X
 X x x X x x X X
 X x X x x X

»Nirvâna« – aufgesprengt.
Nicht nur „Erlöschen“, wie
Das Lexikon es will,
Nicht ein Verschwinden, das
Sich ganz in sich verzehrt –
Du birgst den Kern, darin
Die Glut der Leere wächst,
Bis sie sich auswärts stülpt
Zur Welt, zum Daseinsglanz.

»Nirvâna« – Sommertag:
Laub schattet rings das Licht,
Wie Gärten liegt das Land,
Sanft laufen Wege hin,
Du gehst sie leicht, dein Schritt
Kommt aus Gelassenheit,
Aus Freude und aus Kraft –
Spürst du den Wolkenzug
Im Windhauch deines Glücks?

Du dieser Leib,
Durch den der Himmel streicht,
Aufstieg auch du
Und steile Pappelwand,
Flüsterndes Rauschen das,
Deines aus Lebenslust,
Tief wie der Teich des Bashô.

(1996)

27 Forts.

x X x X x X
 X xx X x X
x X x X x X
 X xx X x X
x X x X x X
 X xx X x X
x X x X x X
 X xx X x X
x X x X x X

x X x X x X
 X xx X x X
x X x X x X
 X xx X x X
x X x X x X
 X xx X x X
x X x X x X

 X xx X
x X x X x X
 X xx X
x X x X x X
 X xx X x X
 X xx X x X
 X xx X xx X

Die letzte Zeile des obenstehenden Gedichts spielt auf den Mönchs-Dichter **Bashō** und sein bekanntestes Haiku an:
Furu ike ya / kawazu tobikomu / mizu non oto: „Sieh' den alten **Teich**. / Lässig springt ein Frosch hinein – / das Wassergeräusch!“ – Es heißt, Bashō habe mit diesem Gedicht seine Erleuchtungserfahrung beschreiben wollen.

Du bist der Herbst
 Und nichts vergeht.
 Du hebst das Sterben in
 Den Augenblick,
 Der reglos währt –
 Vollkommenheit.

Kein Schmerz, kein Laut
 Der Trauer rings.
 Das Fest der Farben hält
 Der Angst der Welt
 Den Spiegel vor:
 Kein Abschied ist.

Das Blatt, das fällt,
 Vergangnem zu,
 Du stellst sein Fallen still.
 Ins Schweben steigt
 Das Sinkende –
 Und das wirkst du.

Du selber riefst
 Nach Dauer einst,
 Vom Sterben uberwogt –
 Seit Stille du
 Und grenzenlos,
 Schenkst *du* den Trost

An alles aus:
 Dass Sterben nicht
 Geschieht. In dir vereint,
 Noch jedes Ding
 Zu Glanz verweilt,
 So wandellos.

(1995)

x **X** x **X**
 x **X** x **X**
 x **X** x **X** x **X**
 x **X** x **X**
 x **X** x **X**
 x **X** x **X**
 x **X** x **X**

(so alle fünf Strophen)

Die ganz frühen Meister,
 Die großen, des Chan,
 China der Tang-
 Dynastie,
 Du hast sie bewundert,
 Seit du von ihnen
 Erstmals gelesen, gehört.
 Was sie erreicht, das schien
 Höchst erstrebenswert, doch
 Unerreichbar für dich:
 So zu leben, so frei, so
 Ganz geborgen in – nichts, so
 Unbedroht
 Inmitten des Weltlaufs,
 So von Freude erfüllt,
 Die sich selber genügt,
 Gelassen und doch voller Tatkraft:
 Zhao-zhou und die Alte
 Fern am »Fünf-Tafel-Berg«,
 Nan-quan im Gespräch
 Einst mit Hochwürden Lu
 Über »Wachen und Traum«,
 »Fünfhundert glückliche Jahre als
 Fuchs«, wie Meister Bai-zhang sie
 Vor den Mönchen bekannt.

Heute bist du schon längst,
 Wie Lin-ji einer war, ein
 »*Wu shi ren*«, einer, der
 Nichts mehr für sich erreichen, der nichts
 Weiteres haben will,
 Weil er immer schon hat, was er braucht.
 Ist doch der
 »Wahre Mensch ohne Rang«
 Ihm Erfüllung genug,
 Inbegriff schönsten Geschicks.
 Und wie einst Zhao-zhou
 Stolz davon sprach,
 Aus seinem Tod
 Wiedererstanden und erst seit dem
 Ganz lebendig zu sein,
 So kannst auch *du* von dir
 Sagen, du habest gleich ihm
 Neues Leben empfangen,
 Freude-tief, aus dem Quell des
 „Großen Todes“ glücklich.

29 Forts.

x X xx X X
 x X xx X
 X xx X
 X x X
 x X xx X X
 X xx X X
 X xx X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X
 X x X xx X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X
 x X xx X X
 X x X xx X
 X x X xx X
 x X xx X xx X X
 X x X xx X X
 X xx X x X
 X x X xx X
 X x X xx X
 X x X xx X
 X xx X xx X x X
 X x X xx X X
 X x X xx X
 X x X xx X
 X xx X xx X
 X x X xx X
 X xx X
 X xx X
 X xx X xx X x X
 X x X xx X
 X xx X x X
 X xx X xx X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X X

Die erste Strophe zitiert – allerdings so, wie die späteren Meister der Song-Zeit sie sich gedeutet haben – drei herausragende Vertreter aus der Frühzeit des Chan-Buddhismus: Zhao-zhou (778-897), seinen Lehrer Nan-quan (748-835) und dessen etwas älteren Zeitgenossen Bai-zhang (720-814). Im Falle des **Zhao-zhou** geht es um das Kōan 10 *Cong-rong-lu* (auch Kōan 31 *Wu-men-guan*), demzufolge der schon hochbetagte Meister eine mehrtätige Reise zum Wu-tai-shan, den **Fünf Tafelbergen**, einem der heiligen Berge Chinas, auf sich genommen hat, nur um eine alte Frau auf die Probe zu stellen, die dort den Pilgern kleine Wegzehrungen zu verkaufen pflegte. – Bei **Nan-quan** geht es um das Kōan 40 *Bi-yan-lu* (auch Kōan 91 *Cong-rong-lu*), das von einem Gespräch zwischen dem Meister und seinem Gönner und Schüler **Lu Geng** handelt, bei dem Nan-quan seinem Gast, einem hohen Würdenträger, auf höchst schonende Weise vorhält, die Dinge unserer irdisch-materiellen Welt nur so anzuschauen, „als wären sie ein **Traum**“. – Und im Falle **Bai-zhang's** geht es um jene Episode (Kōan 8 *Cong-rong-lu*, auch Kōan 2 *Wu-men-guan*), bei der einem früheren gleichnamigen Abt auf demselben Berg zumindest vom Verfasser des *Wu-men-guan* zugestanden wird, dass seine als Strafe über ihn verhängte **500jährige Fuchs-Existenz** in Wahrheit ein glückliches, ein *vergnügliches Leben* bedeutet haben.

In der zweiten Strophe findet sich eine doppelte Anspielungen auf Lin-ji: zum einen auf seinen »**wu shi ren**«, den „Menschen ohne Angelegenheiten“, zu dem bereits anlässlich des Gedichtes 12 alles Nötige gesagt ist; und zum anderen auf seinen »**wahren Menschen ohne Rang**«, will sagen, auf die Große Leere als unser aller wahres Selbst, zu dem vorzudringen bedeutet, fortan allen Ängsten und Sorgen, allen Kummernissen enthoben zu sein. – Und zum Schluss wird noch einmal **Zhao-zhou** zitiert, der – so im Kōan 41 *Bi-yan-lu* bzw. 63 *Cong-rong-lu* – stolz bekennt, aus dem „Großen Tod“ zu **neuem Leben**, zum jetzt erst richtigen Leben erwacht zu sein.

»Alles dies ist nichts« –
Immer noch schmerzhaft,
Das zu erfahren.
Doch wenn du nicht widerstehst,
Dich vielmehr anvertraust
Dem Sog in die Tiefe,
Übermächtig und schwarz,
Fasst du federnden Fußes
Neuen Stand,
Fest auf dem Bodenlosen,
Findest dich,
Tränen des Glücks auf den Wangen,
Findest dich wieder,
Dich und hellichten Tag.

»Alles dies ist dein« –
Nicht ist gemeint, dass
Dir der Versucher
Dir alle Reiche der Welt
Anbietet zum Besitz –
Der Weise, so lehrt doch
Lao-zi, will die Welt
Schlechterdings nicht besitzen!
Nein, für dich
Ist, weil aus dir entsprungen,
Weltweithin
Alles Gepränge der Dinge
Deins, du in ihnen,
Alle Dinge in dir.

(2000)

30 Forts.

X x X x X
 X xx X X
 X xx X X
x X x X xx X
 X xx X x X
 x X xx X X
 X x X xx X
 X x X xx X X
 X x X
 X xx X x X X
X x X
 X xx X xx X X
 X xx X X
X x X xx X

X x X x X
 X xx X X
 X xx X X
x X x X xx X
 X xx X x X
 x X xx X X
 X x X xx X
 X x X xx X X
 X x X
 X xx X x X X
X x X
 X xx X xx X X
 X xx X X
X x X xx X

»**Alles dies ist nichts**« – diesen Satz hat zuvor längst ein anderer formuliert, und zwar Hugo von Hofmannsthal in seinem schwermütigen Gedicht *Die Sehnsucht des alten Mannes nach dem Sommer*. – Das andere Zitat, »**Alles dies ist Dein**«, ist leichter als solches erkennbar: Es gehört in die *Versuchungen Christi*, wo der *Diabolos*, der „Verleumder“ Gottes – ursprünglich (und zwar in der antiken Gnosis) das erste und höchste Geschöpf Gottes, das abtrünnig wird und sich zum Herrn der Welt aufschwingt – den *Sohn Gottes* damit versucht, dass er ihm die Weltherrschaft anbietet, ihn also verlocken will, genauso ein Abtrünniger zu werden wie er selbst.

Nichts sagt das Lächeln der Blumen.
 Auch die der Buddha hochhielt,
 Hat nichts gesagt. Doch
 Eben das heißt: Es ist alles gesagt.
 Denk an das Lachen Lin-jis:
 Dass es nichts ist mit den Buddha-Worten,
 All den zehntausend Dharma-Reden,
 Hinter denen nichts ist.
 Nicht anders *du*, wenn den Dingen
 Du auf den Grund gehst,
 Siehst auch du: Da ist nichts.
 Siehst auch hier diese Blume,
 Kelch ganz aus schweigendem Weiß:
 Nimm ihr Lächeln entgegen,
 Das der Welt, absichtslos,
 Dies ihr Geheimnis bezeugt.

„Aber wie kann denn, dass nichts ist,
 Statt dass es uns Entsetzen
 Einflößt und Nacht, so
 Anlass zu Freude, hell jauchzender, sein?“
 Nun, wie du weißt: Auf dem Grund
 Steht dir kein Gott bevor, Ehrfurcht heischend,
 Nicht bedroh'n dich Gesetzestafeln,
 Die Gehorsam von dir,
 Die Unterwerfung verlangten.
 Auch nicht »das Gute«
 Platons schlägt dich in Bann:
 Anverwandlung und Dienst - nichts
 Ist, das dir irgend befiehlt.
Du bist frei, keine Last mehr,
 Schrankenlos - los von dir,
 Kannst du doch Böses nicht tun.

(1996)

31 Forts.

X x x X x x X X
X x x X x X X
X x x X X
X x x X x x X x x X
X x x X x x X
X x x X x x X x X X
X x X x x X x X X
X x X x x X
X x x X x x X X
X x x X X
X x X x x X
X x X x x X X
X x x X x x X
X x X X x X
X x x X x x X

X x x X x x X X
X x x X x X X
X x x X X
X x x X x x X x x X
X x x X x x X
X x x X x x X x X X
X x X x x X x X X
X x X x x X
X x x X x x X X
X x x X X
X x X x x X
X x X x x X X
X x X x x X
X x X X x X
X x x X x x X

Das obenstehende Gedicht spielt wie schon das Gedicht 9 auf jene Episode an, da der historische **Buddha** auf dem „Geierberg“ angeblich, statt eine sehnlichst erwartete Lehrrede zu halten, seinen versammelten Anhängern nur wortlos eine Blüte entgegengestreckt hat. – Zum anderen nimmt es sich die Freiheit, einen Ausspruch Lin-jis ins Allgemeine zu wenden: Der Überlieferung zufolge soll Lin-ji sein „Großes Erwachen“ mit einem sei es bitteren, sei es erleichterten **Auflachen** kommentiert haben: „Aber da war ja von Anfang an nicht viel daran an der Buddha-Lehre [meines Lehrers] Huang-bo!“ Das muss – auch in den Augen Lin-jis – genauso auch für Buddhas eigene Lehrreden gegolten haben und – für uns – immer noch gelten.

Und dann ist da noch – und wieder einmal – **Platon**, diesmal nicht mit seiner Zwei-Welten-Theorie, sondern mit seiner Lehre vom Vorbild-Charakter der »Ideai«, des ewig und unwandelbar Seienden, unter dem als höchstes Prinzip die »Idea« des »Guten« hervorrangt, die zum einen bewirkt, dass nicht nur die »Ideai« selbst, sondern auch deren Abbilder, die Dinge der sichtbaren Welt, gut sind, und die zum anderen uns Menschen unausgesprochen abverlangt, dass wir uns ihr **anverwandeln** und durch Ausübung eines ihr entsprechenden Verhaltens in ihren **Dienst** treten.

Kollwitzplatz,
 Prenzlauer Berg,
 Nachwende Vierzehn:
 Straßencafé im spät-
 Nachmittäglichen Sonnenlicht,
 Lärmenden Kindern,
 Großstadt-Geräuschen zum Trotz,
 Ulmen-umstanden, ein Ort,
 Wie für den Frieden der Seele eigens
 Hergerichtet, bereit.
 Da indes
 Fällt dein Blick auf die Alte:
 Da, da drüben, das sitzt sie,
 Aufrecht, vom Gram gebeugt,
 Sehenden Auges zu Tode erstarrt
 Unter dem Leid, das Menschen endlos
 Übereinander verhängen.
 Du auch hast, wider bessern Willen,
 Durchaus Schuld
 Dir auf die Schultern geladen.

Ungesühnt
 Eigene Schuld,
 Immerhin, dass dich
 Gleichfalls Verlust betraf,
 Keineswegs, wie zum Ausgleich fast,
 Weniger schmerzlich -
 Aber, Regina, da ist
 Doch noch ein anderer Ort,
 Der weder Schuld, auch nicht Sühne kennt, auch
 Schmerz nicht, keinen Verlust.
 »Nicht-Zwei«, das
 Könnte, hätte er einen,
 Wohl ein tauglicher Name
 Solchen Befundes sein:
 Keine Entzweiung, für Groll ist kein Raum,
 Auch kein Gedenken - wie auch: Ist doch
 Noch das Getrennteste eines,
 Unverbrüchlich und wortlos eins nur,
 Dort im Grund,
 Jenseits der Zeit und voll Frieden.

Glienecke: wieder der Park,
 Große Natur, wie
 Scheinbarer Wildwuchs,
 Letzte Kastanienblüte,
 Buchen in dunklem Rot,

Eichen voll Wind und Grasland
Weit hinüber zum Waldsaum.
Und wieder ist da die Freude,
Die alles, Regina,
Alles Vergangene aufweckt,
Auch den Schmerz, den sie längst,
Längst schon verwandelt hat.
Wie rauscht doch das Licht in den Bäumen,
Wie reißt es die Freude mit:
Kein Ort, keine Zeit setzt ihr Grenzen,
Schwungvoll, Segel-geschwellt,
Trägt sie dich überhall hin,
Noch in die »Buddha-Länder«,
In die entferntesten noch,
Und noch darüber hinaus.

(Für Regina K. – 2003)

32 Forts.

X x X
 X xx X
 X xx XX
 X xx X x X
X x X xx X x X
 X xx XX
 X xx XXX X
 X xx XXX X
 X xx XXX X x XX
X x XXX X
X x X
X x XXX XX
X x XXX XX
 X xx X x X
 X xx XXX XXX X
 X xx X x X x XX
 X xx XXX XX
X x XXX X x XX
X x X
 X xx XXX XX

(und dasselbe noch einmal)

X xx XXX X
 X xx XX
 X xx XX
 X xx X x XX
 X xx X x X
 X xx X x XX
X x XXX XX
x X x XXX XX
 x XXX XX
 X xx XXX XX
X x XXX X
 X xx X x X
 x XXX XXX XX
 x XXX X x X
 x XXX XXX XX
X x XXX X
 X xx XXX X
 X xx X x XX
 X xx XXX X
x X x XXX X

Am nordöstlichen Rande des **Kollwitzplatzes** in Berlin, **Prenzlauer Berg**, befindet sich, noch aus den Zeiten der untergegangenen DDR, inmitten eines lärmefüllten Kinderspielplatzes, eine überlebensgroße Bronzefigur der Käthe Kollwitz; ihr gramvoller und zugleich anklagender Gesichtsausdruck zieht den Betrachter in seinen unwiderstehlichen Bann. – »**Nicht-Zwei**« ist die wörtliche Übersetzung der japanischen Formel für „Nicht-Dualität“, und die wiederum bezeichnet jenen Zustand der Versenkung, in dem alle Vielheit und Verschiedenheit aufgehoben ist und durch den wir uns der Inhaltslosigkeit der Leere angleichen. – Der Schlosspark **Glienicke**, an der Grenze zu Potsdam gelegen, ist ein Landschaftsgarten im englischen Stil. – »**Buddha-Länder**« meint jene mythischen „Reinen Länder“ wie das Land Sukhāvati des Buddha Amitābha, von dem bereits anlässlich des Gedichtes 6 die Rede gewesen ist.

Tiefer noch als zum Tränen-Strom,
Unters Flussbett hinab,
Steigst du abwärts ins Dunkel.
Auch die Freuden-Gefilde,
Einst Elysische Fluren genannt, du lässt sie,
Abwärts schreitend, noch hinter dir:
Nicht, wie Platon beschreibt,
Geht es aufwärts zum Freuden-Land,
Abwärts aber zur Hölle –
Unterhalb noch vom Abschieds-Schmerz,
Dort erst liegt das Elysium.
Doch auch das hält dich nicht. Du musst
Immer weiter, noch weiter hinab.

Sprachlos, wortleer das Niemandsländ,
Das du nunmehr betrittst.
Kahl die Hänge der Berge,
Dort, wo Rilke züfolge
Noch ein »letztes Gehöft von Gefühl« sich festhält,
Kümmerlich und wie unbewohnt –
Unbeirrt bleibt dein Schritt,
Tiefer, tiefer hangabwärts: Noch
Einmal leuchten die Gipfel
Vor dem Schweigen der Nacht. Sie löscht
Wie den Schmerz und die Freude dein
Wissen, *dass* du doch bist: Oh, nun
»Angekommener«, bist du am Ziel.

(2000)

33 Forts.

X x X xx X x X
X x X xx X
X x X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X xx X x X X
X x X xx X x X
X x X xx X
X x X xx X x X
X x X xx X x X
X x X xx X x X
X x X xx X x X
X x X xx X x X
X x X xx X xx X

X x X xx X x X
X x X xx X
X x X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X xx X x X X
X x X xx X x X
X x X xx X
X x X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X x X
X x X xx X x X
X x X xx X x X
X x X xx X xx X

Und schon wieder **Platon** – diesmal sein großartiger Jenseits-Mythos aus dem letzten Buch der *Politeia*: Hinter dem Totenrichter, vor dem die Seelen der Verstorbenen erscheinen müssen, öffnen sich zwei röhrenartige Ausgänge; einer führt nach oben, zu den **Elysischen Fluren**, wo die Guten zur Belohnung für ein tugendhaftes Leben mit einem seligen Dasein beschenkt werden, und ein zweiter **abwärts** in die **Hölle**, griechisch gesprochen: den Tartaros als den Ort der Strafen, mit dem die Übeltäter ihre Verfehlungen abbüßen müssen.

In **Rilkes Späten Gedichten** (1906 – 1926) findet sich der eindrucksvolle Text *Ausgesetzt auf den Bergen des Herzens*, dem die Formel vom »**letzten Gehöft von Gefühl**« entstammt.

Der »**Angekommene**« ist der Tathägata, derjenige, der jenseits der materiellen Welt in der »**Soheit**«, dem „wahren Wesen“ der Dinge, mithin in der Leere, im Nichts angekommen ist.

Herbstlicht kündigt das Sterben,
 Das kühle Sterben der Tage.
 Zögerlich nur
 Willigen sie
 Ins Unaufhaltsame ein.
 Die Wehmut blässeren Lichtes,
 So sehr sie dich anrührt,
Dich verwundet sie nicht.
Dich macht sie schweben,
 In stillen Jubel gewandert,
 Heiter-gelöst dein Gang –
Dich, der mit leichterem Leib zugleich
 Wandelt und steht,
 Beidfüßig fest,
 In einer anderen Welt,
 Die von Wehmut und Sterben
 Nichtmal die Worte kennt,
 Dort, wo auch
 Die Heere der Toten,
 So qualvoll ihr Sterben war,
 »Ungeboren geborgen« sind –
 Herbst in Hiroshima.

Herbstlicht, das auf den Zweigen
 Der Kusu-Bäume sich ausruht,
 Müde bereits,
 Nah seinem Tod,
 Den ungeduldigeren,
 Den immer rascheren Nächten –
 Wie dunstblass der Schleier
 Seines Sterbens die Welt
 Aussehen macht, *du*
 Erfährst aus anderen Weiten
 Anderes Licht, das sich
 Kräftiger, flutender, strahlender
 Mischt in den Glanz
 Sanften Verglüh'ns.
 Keineswegs hast du entsagt.
Du, wie tief auch versunken –
 Drüben und hier sind eins –
 Schreitest aus,
 Den leuchtenden Farben,
 Den welkenden, zugewandt,
 Freudig ruhend im Weltgenuss –
 Herbst in Hiroshima.

(2000)

34 Forts.

X x X xx X X
x X x X xx X X
 X xx X
 X xx X
x X x X xx X
x X x X xx X X
 x X xx X X
 X x X xx X
 X xx X X
x X x X xx X X
 X xx X x X
 X xx X xx X x X
 X xx X
 X xx X
 X xx X xx X
X x X xx X X
 X xx X x X
X x X
 x X xx X X
 x X xx X x X
X x X xx X x X
 X xx X x X

X x X xx X X
x X x X xx X X
 X xx X
 X xx X
x X x X xx X
x X x X xx X X
 x X xx X X
 X x X xx X
 X xx X X
x X x X xx X X
 X xx X x X
 X xx X xx X x X
 X xx X
 X xx X
 X xx X xx X
X x X xx X X
 X xx X x X
X x X
 x X xx X X
 x X xx X x X
X x X xx X x X
 X xx X x X

Der japanische Zen-Meister Bankei, berühmt wegen der Volkstümlichkeit seiner Sprache, hat für die „Buddha-Natur“ sowohl alles Beseelten wie Unbeseelten den Begriff des »Ungeborenen« geprägt. Selbstverständlich kennt diese allgemeine „Buddha-Natur“ keine Geburt und damit keinen Anfang und kein Ende in der Zeit; und wir, in ihr und mit ihr **ungeboren** wie sie, sind in ihr seit jeher und für immer **geborgen**: allem Wandel, allem Leid, allem Sterben enthoben.

Eingebettet ins Leere liegt
 Sonnenbeschieden die Welt
 Rings und weit um dich da,
 Leiser Windhauch von See lässt
 Gräser und Sträucher sich wiegen:
 Alles, was ist,
 Atmet den Frieden der Leerheit.
 Sieh, diesen Gautama:
 Weiß und leuchtend der Blütenkelch,
 Den er den Jüngern zeigt,
 Schweigen, Lächeln, sonst nichts. Denn –
 Was auch solltest du suchen?
 Hinter den Dingen ist Nichts. Und
 Das, eben das
 Schenkt dir Stille und Frieden,
 Schenkt auch den Dingen
 Ihre Vollkommenheit,
 Sind sie doch so sich genug.

Hör' im Rauschen der Pappeln nicht
 Nur den schon herbstlichen Wind,
Du vernimm darin auch
 Klang und Wohllaut der Leerheit:
 Tief in der Wölbung des Rauschens
 Nistet und lockt
 Tröstlich die Stimme des Schweigens,
 Legt sie doch Zeugnis ab,
 Dass, dem Anschein zum Trotz, wie du
 So auch die Dinge sonst
 Keinem Tod unterliegen:
 »Ungeboren« und zeitlos
 Sind sie im Leeren geborgen,
 Du bist es auch,
 Wie schon Meister Ma-zu an
 Wildenten einst und
 Handgreiflich klargestellt:
 Flüchtig und doch – immer da!

(Für Julia – 2002)

35 Forts.

X x X xx X x X
X xx X xx X
X x X xx X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X xx X
X xx X xx X X
X xx X x X
X x X xx X x X
X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X xx X
X x X xx X X
X xx X X
X xx X x X
X xx X xx X
X x X xx X x X
X xx X xx X
X x X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X xx X
X x X xx X X
X xx X X
X xx X x X
X xx X xx X

Zum dritten Mal die Urszene des Chan- und Zen-Buddhismus: **Gautama**, also der historische Buddha, hält seinen **Jüngern**, statt sie mit einer Lehrrede zu beglücken, lediglich eine **Blüte** entgegen.

Und dann ist da noch die Anspielung auf das Kōan 53 *Bi-yan-lu*: Der **Meister Ma-zu** machte eines Tages zusammen mit seinem Schüler Bai-zhang einen Spaziergang. Plötzlich flog über ihnen ein Schwarm Wildenten vorbei. Sofort fragte Ma-zu: „Was war das?“, um auf Bai-zhangs unverzügliche Antwort: „Wildenten!“ mit der Frage nachzusetzen: „Wohin sind sie geflogen?“ Als Bai-zhang zur Antwort gab: „Sie sind davongeflogen“, ergriff Ma-zu blitzschnell die Nase seines Schülers und drehte sie mit aller Kraft herum. Bai-zhang schrie vor Schmerz laut auf, Ma-zu aber wies ihn ungerührt zu- recht: „Wie wären die wohl je davongeflogen!“ Und bei diesen Worten überkam Bai-zhang das „Große Erwachen“.

Buddha-Kopf aus Qingzhou –
 Hinter den Lidern aus Stein,
 Halbgeschlossen im Lächeln,
 Dehnt sich Frieden wie weites Land,
 Regenfrisch unter Morgenlicht,
 Noch zu den Rändern hin von
 Keinen Wolken umsäumt.
 Makellos
 Dieses Gesicht und weiß
 Nichts von Gier –
 Auch von Mangel, Versäumnis
 Nicht der leiseste Hauch
 Trübt den heiteren Glanz,
 Der auf den Lippen liegt:
 Was denn bräuchtest du noch,
 Wenn du den Frieden hast,
 Den der Stille aus Nichts,
 Glanz einer andern Welt,
 Der das Hiesige so
 Lächelnd verklärt.

Gier, Verlangen nach mehr,
 Durst, der kein Aufhören kennt,
 Gier nach Geld, immer mehr Geld,
 Unersättliche Sucht, die sich
 Brüstet, grosstut und prahlt, sie sei
 Das, was den Sieger ausmacht:
 Ach, wie hat sich der Traum,
 Dass wir uns,
 Langsam wohl nur, doch einst
 Allemal,
 Hin zu Göttern entwickeln,
 Ausgeträumt: Da ist nichts,
 Was noch Hoffnung verspricht,
 Nichts, dass es anders kommt.
 Unbeirrbar die Gier,
 Schábige Gegenwelt
 Jenes Buddha-Gesichts,
 Das dir ein Höheres
 Anzeigt: Glück ohne Gier,
 Selig aus Nichts.

(2004)

36 Forts.

X x X xx X
 X xx X xx X
X x X xx X X
X x X xx X x X
X x X xx X x X
 X xx X x X X
X x X xx X
X x X
 X xx X x X
X x X
X x X xx X X
X x X xx X
X x X xx X
 X xx X x X
X x X xx X
 X xx X x X
X x X xx X
 X xx X

X x X xx X
 X xx X xx X
X x X xx X X
X x X xx X x X
X x X xx X x X
 X xx X x X X
X x X xx X
X x X
 X xx X x X
X x X
X x X xx X X
X x X xx X
X x X xx X
 X xx X x X
X x X xx X
 X xx X x X
X x X xx X
 X xx X x X
X x X xx X
 X xx X

Im Jahr 2001 fand im Alten Museum Berlin unter dem Titel *Die Rückkehr des Buddha. Chinesische Skulpturen aus dem 6. Jahrhundert* eine Ausstellung statt, in der archäologische Funde aus dem Tempelbezirk von **Qingzhou** gezeigt wurden. Der **Kopf** der eindrucksvollsten unter allen dort versammelten Darstellungen aufrecht stehender Buddhas zierte das – schnell vergriffene – Ausstellungsplakat.

»So, wie es ist, ist es gut« –
 Das ist die »Soheit« der Dinge,
 Dass sie sind, wie sie sind.
 Nichts ist dahinter, das ihnen
 Auch noch Bedeutung gäbe;
 Denn – dahinter ist nichts.
 Aber was wäre dann
 Schweres daran,
 Dass wir Tathâgatas werden?
 Was denn Besonderes wäre
 Solch ein „ins Sosein Gekomm'ner“?
 Nun, dass hinter den Dingen nichts ist,
 Nichts, aus dem sie gleichwohl
 Allzeit entspringen,
 Nichts auch, in das sie gleichwohl
 Wieder entschwinden –
 Das ist die andre
 Seite der »Soheit«,
 Das ist der Ort, der Nicht-Ort,
 Den nur wenige kennen,
 Ort der Tathâgatas.

Auch wenn es keine sonst gibt,
 Die diesen Namen verdiente:
 Wirklichkeit, als nur die,
 Welche den Dingen zu Eigen,
 Schätzen wir sie gering, weil
 Sie vergängliche sind.
 Das, was dahinter ist,
 Fälschen wir um,
 Wenden, was nicht ist, zum „wahren
 Wesen“ der Dinge, und ist doch
 Nichts da. Zwar, wo gar nichts da ist,
 Gibt es auch nichts Vergängliches, doch
 Auch Beständiges nicht:
 Machst du, dass nichts ist,
 Zu einem Nichts, das da ist,
 Frönst du der Täuschung.
 Wahrheit – das wohl, doch
 Kein „wahres Wesen“
 Hast du daran, dass hinter
 All den Dingen nichts ist – und
 Schrecken besagt das nicht.

So ist »Soheit« nur eine,
 Die, dass die Dinge so
 Sind, wie sie sind, und dahinter

Sich kein Wesen, kein wahres, verbirgt.
Und die Tathâgatas?
Was bedeutet dann noch,
„So gekommen“ zu sein,
„So“, und das heißt, „ins Sosein“? –
Dass du in dir erfährst,
Du in dir selbst, eben dies:
Dass hinter allem nichts ist,
Dass da „am anderen Ufer“
Kein „andres Ufer“ mehr ist.
Du aber kehrst dich um,
Kehrst dich zur »Soheit« der Dinge,
Kehrst in das Haus, und es gibt kein
Andres als dies, zurück.

(2004)

37 Forts.

X x x X x x X
X x x X x x X X
X x X x x X
X x x X x x X X
X x x X x X X
X x X x x X
X x x X x X
X x x X
X x x X x x X X
X x x X x x X X
X x x X x x X X
X x X x x X x x X
X x X x x X
X x x X X
X x x X x x X
X x x X X
X x x X X
X x x X X
X x x X x X X
X x X x x X X
X x x X x X

(und dasselbe noch einmal)

X x X x x X X
X x x X x X
X x x X x x X X
X x X x x X x x X
X x x X x X
X x X x x X
X x X x x X
X x x X x X X
X x x X x X
X x x X x x X
X x x X x x X
X x x X x x X
X x x X x X
X x x X x X
X x x X x x X X
X x x X x x X X
X x x X x X

Schon in seinem Titel enthält das *Hannya Shingyô*, das *Sûtra vom Herzen der Einsicht, die am anderen Ufer anlangt*, die Metapher eines „anderen Ufers“ jenseits der Welt der Verblendung. Durch die Praxis der Versenkung an diesem **anderen Ufer** anzukommen bedeutet freilich, dort anzukommen, wo gar nichts mehr ist, also auch **kein anderes Ufer** – und das wäre ja eines, hinter dem sich weiteres Land erstreckt. Doch gerade solch weiteres Land gibt es dort, wo unser Samâdhi uns hinführt, gerade nicht, und folglich auch kein anderes, kein jenseitiges Ufer.

Und ganz versteckt ist da noch eine winzige Anspielung auf das *Lotos-Sûtra*, genauer auf jene berühmte Parabel, bei der ein reicher Mann seine Söhne aus ihrem gemeinsamen, in Brand geratenen **Haus** (der Welt des Samsâra) ins Freie zu locken, und das heißt, in die Befreiung des Nirvâna zu führen versucht: Wenn es aber hinter den Dingen nichts gibt, dann bleibt uns nichts anderes übrig, als nach unserer Befreiung in eben **das Haus zurückzukehren**, aus dem uns die Befreiung errettet hat.

Warum löst dir der Herbst
Mehr als Frühling die Stimme
Wie aus Verstummen ins Wort?

Frühling – das ist doch nur
Aufbruch zu Lebensfülle,
Lust zu sein und Vergessen,
Dass da noch anderes ist,
Abgrund unter den Füßen,
Schwärze, so bodenlos –
Ist Erwartung der Freude,
Selbst schon taghelles Glück,
Singen durchaus, doch eines,
Das sich ans Glück verliert:
Was aber, wenn
Schatten aufzieh'n, wenn nächtlicher Frost
Voreilig-sorgloses Blühen,
Weiß wie Magnolien-Stolz,
Jäh ins Schwärzliche umkehrt?

Herbst hingegen – das Laub
Glüht aus dem Sterben auf, aus
Abschied, Trauer, Verzicht, so
Abgrund-vertraut, so voll Licht.
Noch am Boden der Teppich
Farbschwerer Daseinsglut
Rühmt das Sterben, den Absturz,
Den er leuchtend umschmückt,
Rühmt dir das Bodenlose,
Daraus du auferstehst,
Ruft dich zurück –
Eingeständnis, dass erst aus Verzicht,
Erst aus dem Abgrund, dem Andern,
Erst dessen eingedenk
Du dein Hiersein vollendest.

So ist flammender Herbst
Dir stets neue Erweckung,
Dir, deinem Jubel und Glück.

(2003)

38 Forts.

X x X xx X
X x X xx X X
X xx X xx X

X x X xx X
X xx X x X X
X x X xx X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X
X xx X x X X
X xx X x X
X xx X
X x X xx X xx X
X xx X xx X X
X xx X x X
X x X xx X X

X x X xx X
X xx X x X X
X x X xx X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X
X xx X x X X
X xx X x X
X xx X
X x X xx X xx X
X xx X xx X X
X xx X x X
X x X xx X X

X x X xx X
X x X xx X X
X xx X xx X

Die hiesige Umkehrung innerhalb der Strophenfolge: A – B – B – A ist keine echte Spiegelung, wie sie erstmals im Gedicht 4 vorgekommen ist, sondern nur eine Vorstufe dazu.

Sören, wie hab' ich mich
 Täuschen lassen von Dir,
 Hast mich glauben gemacht,
 Dir sei gelungen, so
 Beides zugleich zu sein,
 Meister des Großen Verzichts,
 Abgestorben der Welt, und doch
 Ganz zuhause im Glück,
 Hier im alltäglichen Tun.

War es auch kein Betrug,
 Weil mit Vorsatz verübt –
 Ich hab's nötig gehabt,
 Was Du mir vorgespielt,
 Habe gedacht, Du seist
 Mir gar um Längen voraus!
 Welch ein Irrtum das war – erst spät
 Haben Meister des Chan
 Mich eines Bessern belehrt.

Was Dir so ganz missglückt:
 Loszulassen und dann
 Irdisch-froher Genuss –
 Das ist das Kunststück, das
 Könner im „Großen Tod“
 Fest sich zu eigen gemacht:
 Statt an »ewige Seligkeit«
 Mich zu klammern wie Du,
 Leb' ich den Abschied vom Ich.

Wie sagt schon Lao-zi:
 Wo kein Ich mehr besteht,
 Hat auch Todesgefahr
 Nichts mehr, was Dich erschreckt.
 Sterben ins Leere hin –
 Drohendes lauert da nicht –
 Ist der Leib meines Lebens, ist
 Quell der Freude zu sein,
 Dicht an den Dingen, ganz dicht.

(2004)

39 Forts.

X x x X x X
X x X x x X
X x X x x X
X x x X x X
X x x X x X
X x x X x x X
X x X x x X x X
X x X x x X
X x x X x x X

X x x X x X
X x X x x X
X x X x x X
X x x X x X
X x x X x X
X x x X x x X
X x X x x X x X
X x X x x X
X x x X x x X

X x x X x X
X x X x x X
X x X x x X
X x x X x X
X x x X x X
X x x X x x X
X x X x x X x X
X x X x x X
X x x X x x X

X x x X x X
X x X x x X
X x X x x X
X x x X x X
X x x X x X
X x x X x x X
X x X x x X x X
X x X x x X
X x x X x x X

Sören Kierkegaard lässt in *Furcht und Zittern* sein Pseudonym Johannes de Silentio voller Bewunderung um den „Glaubensritter“ herumtänzeln, der – angeblich – in jedem Augenblick die Doppelbewegung vollzieht, sich in „unendlicher Resignation“ von allem loszusagen, nur um „in Kraft des Absurden“ alles, und das heißt, das irdische **Glück** nur umso fester zu ergreifen: Er selbst, also *Johannes de Silentio*, wünscht sich nichts sehnlicher, als selbst ein solcher „Glaubensritter“ zu sein, doch gerade das vermag er nicht zuwege zu bringen. Ähnlich schickt Kierkegaard in der *Abschließenden unwissenschaftlichen Nachschrift* den pseudonymen Verfasser *Johannes Climacus* als einen „Kundschafter“ unter die Leute, der den „Religiösen“ ausspähen soll, den „Ritter der verborgenen Innerlichkeit“, der trotz seines „absoluten Verhältnisses zu Gott“ als der unbedingten Absage an alles Irdische zugleich imstande ist, sich in unendlicher Demut aus der Hand Gottes den uneingeschränkten **Genuss** an den Freuden dieser **Welt** schenken zu lassen; dabei ist dieser „Kundschafter“, der sich selbst einen „Humoristen“ und „experimentierenden Psychologen“ nennt, meilenweit davon entfernt, selbst ein solcher „Religiöser“ zu sein. Diese zweifache ironische Distanzierung Kierkegaards von dem, worum es ihm als höchster Form menschlicher Existenz unbedingter Ernst zu sein scheint, lässt zwei Deutungen zu: entweder ist sie Ausdruck einer ins extrem getriebenen Aufrichtigkeit, die nicht für sich in Anspruch nehmen will, was nicht der Fall ist (dass nämlich Kierkegaard selbst ein solcher „Glaubensritter“ bzw. „Religiöser“ sei, der er in der Tat nicht war). Oder sie ist ein Kunstgriff „indirekter Mitteilung“, die das, was für Kierkegaard selbst unbedingte Gewissheit ist, dem Leser als bloße Möglichkeit erscheinen lässt, die dieser nur durch eigenes existenzielles Bemühen auch für sich selbst in Gewissheit verwandeln kann. Letzteres hatte ich mir in meiner Jugend, bei meiner ersten Begegnung mit den Schriften Kierkegaards, zurechtgelegt. – Später hat Kierkegaard freilich alles Hoffen auf irdisches Glück als „Judentum“ verworfen!

Sieh', auch der Frühling
 Hat seinen Herbstgeschmack:
 Wie doch hastiger noch,
 Als das Laub im November
 Sich der Erde ergibt,
 Blütenblätter sich stürzen,
 Ungeduldige Schauer,
 Hals über Kopf in den Tod.

All das Erwachen,
 Das in die Bäume drängt -
 Goldgrund ist es dem Licht
 Lautlos jubelnden Blühens:
 Doch wie über Gebühr
 Seine Pracht, ist es alsbald
 Loszulassen bereit und
 Gibt sich den Winden zum Spiel.

Du, von den Schauern
 Leise umweht, umspielt,
 Stehst dem Sterben entrückt,
 Das dich einhüllt in Arglist,
 Fühlst nicht Trauer noch Not,
 Stehst in regloser Stille,
 Wie von Lanzen beschützt, so
 Allseits vor Unbill gefeit.

(2004)

```

      X x x X X
      X x x X x X
X x X x x X
X x X x x X X
X x X x x X
X x X x x X X
X x X x x X X
      X x x X x x X

      X x x X X
      X x x X x X
X x X x x X
X x X x x X X
X x X x x X
X x X x x X X
      X x x X x x X

      X x x X X
      X x x X x X
X x X x x X
X x X x x X X
X x X x x X
X x X x x X X
      X x x X x x X

```

»Frühlings- und Herbst-Annalen« -
 Kein Bericht über Aufstieg und Fall
 Alter Reiche in China,
 »Frühling und Herbst« - in
 Diesen Gedichten ist das
 Zeugnis von Wandel und Wiederkehr,
 Hautnah und Leib-gegenwärtig:
 Knospen, die sich
 Öffnen zu erstem Blüh'n,
 Laub, das sich färbt,
 Sterbend, und übergeht zu
 Gluthellem Leuchten:
 Welch Versprechen, wiewohl
 Wortlos, von Glück,
 Unverbrüchlich und ohne Grund
 Aus der Fülle des Nichts, so
 Nicht und nie zu erschöpfen.

Wehmut vielleicht, ein leiser
 Anhauch, sanfthändig, wie von weit her:
 Auch der Frühling vergänglich,
 Nicht erst das Herbstlaub
 Stürzt sich dem Tod entgegen,
 Kirschen-, Kastanienschauer: kein
 Anderer Tanz ins Verschwinden.
Du aber spürst
 Mitten im Totentanz
 Schwebendes Glück,
 Schimmernd vor Glanz und Frieden,
 Wie gegen Absturz
 Unergründlich gefeit.
 So auch die Welt,
 Unbetroffen vom Sterben, ruht
 Schwerelos aus dem Abgrund
 Unter unseren Füßen.

(Für Ueda Sôkei - 2003)

41 Forts.

X xx X x X X
X x X xx X xx X
X x X xx X X
X xx X X
X xx X x X X
X xx X xx X x X
X xx X xx X X
X xx X
X xx X x X
X xx X
X xx X x X X
X xx X X
X x X xx X
X xx X
X x X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X X

X xx X x X X
X x X xx X xx X
X x X xx X X
X xx X X
X xx X x X X
X xx X xx X x X
X xx X xx X X
X xx X
X xx X x X
X xx X
X xx X x X X
X xx X X
X x X xx X
X xx X
X x X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X X

Die **Frühlings- und Herbst-Annalen**, chinesisch *Chun Qiu*, zählen zu den Fünf Klassikern des alten China, in denen jeder, der sich auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg einer Staatsprüfung stellen wollte, sich aufs Gründlichste auskennen musste. Diese *Frühlings- und Herbst-Annalen* sind eine Chronik des Staates LU mit Ausblicken auf andere, benachbarte Staatsgebilde und behandeln die Zeit von 722 bis 481 vor unserer Zeitrechnung.

Erst im Verzicht liegt Gewinnen:
 Alles Streben, so hast du
 Schon in den Tagen der Jugend,
 Unerfahrenen noch, beim klugen
 Platon gelesen, gelernt -
 Alles Streben nach mehr, zu
 Immer weiteren Ufern
 (Wie die Beschönigung heißt),
 Macht dich zum Knecht des Begehrens,
 Knecht auch der fremden Gier,
 Die sich zu deinen Kosten
 Nichts als bereichern will.
 Du, wie gehetzt,
 Lebenslang,
 Unter der Peitsche der all-
 Seits geheiligten Sucht -
 Ist das denn Glück,
 Niemals zur Ruhe zu kommen,
 Niemals zufrieden,
 Endlich zufrieden zu sein?
 Aber, lautet der Einwand,
 Ödste Langeweile
 Sei doch weit
 Schmerzlicher noch als das.

Das ist die Lust eines Weisen:
 Wind, das Licht auf den Bäumen,
 Stimmen der Vögel, des Regens
 Nimmt er ganz in sich auf, und keine
 Stelle an ihm, die sich dem
 Widersetzt, wie aus Stolz, doch
 Ach so wichtig zu sein. Nein,
 Wenig und ohne Gewicht,
 Reicht es dem Weisen zum Glück, füllt
 Reichlich die Stille aus,
 Die ihn bewohnt, beherbergt -
 Leere, die ohnehin
 Kaum etwas braucht,
 Voll zu sein,
 Immer schon Fülle aus Nichts.
 Und so lebt er dahin,
 Heiter und als
 Gäb' es ihn nicht: Unerreichbar
 Jedwedem Anspruch
 Seitens der Welt, dem nach Tat-
 Kraft und Großes zu leisten,
 Kennt auch für sich kein Streben,

Groß zu tun,
Noch dass die Welt ihn rühmt.

(2002)

X xx X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X x X xx X x X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X
X xx X xx X X
X xx X x X
X xx X x X
X xx X
X x X
X xx X xx X
X x X xx X
X xx X
X xx X xx X X
X xx X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X xx X x X X
X x X
X xx X x X

X xx X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X x X xx X x X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X
X xx X xx X X
X xx X x X X
X xx X x X
X xx X
X x X
X xx X xx X
X x X xx X
X xx X
X xx X xx X X
X xx X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X xx X x X X
X x X
X xx X x X

Es ist eine Güte,
 Herkunft, benennbarer, bar.
 Wie eine Hand leicht
 Über die Dinge geht –
 Silberner Schimmer Glück,
 Legt sich den Welten auf,
 Windzarter Hauch eines Streichelns,
 Das sättigt und stillt,
 Was alles, wenn je denn,
 Ruhelos war.
 Berührung, wie nicht gescheh'n –
 Leibestief trifft dich das Glück
 Jäh-frohen Erstaunens,
 Und doch, immer schon da,
 Vollkommen.

Es ist eine Güte,
 Und keine so gründlich
 An Segen wie diese,
 Diese aus keinem Ort
 Und niemandes Wirken.
 Noch dem Vergänglichsten
 Verwehrt sie den Schmerz
 Des Abschieds.
 Keine Schatten geduldet
 Irgend im Aufblüh'n der »Soheit«.
 Dinge, Ihr wisst es auch wortlos:
 »So, wie es ist, ist es gut« –
*“Oh, this eternal
 Happiness, here amidst life,
 And perfect!”*

(1994)

43 Forts.

x X xx X X
X xx X xx X
X xx X X
X xx X x X
X xx X x X
X xx X x X
X xx X xx X X
x X xx X
x X xx X X
X xx X
x X xx X x X
X x X X xx X
X X xx X X
x X X xx X
x X X

x X xx X X
x X xx X X
x X xx X X
X xx X x X
x X xx X X
X xx X x X
x X xx X
x X X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X xx X xx X X
X xx X xx X
X xx X X
X xx X xx X
x X X

Das »**So, wie es ist**«, die »**Soheit**«, bedeutet die „Buddha-Natur“ aller Dinge, den Dharmakāya, aus dem die Dinge erblühen und in dem sie zugleich gegründet bleiben. Sich dieser seiner »**Soheit**« inne zu sein ist Nirvana. – Im Glossar des Ausstellungskatalogs *Wisdom and Compassion. The Sacred Art of Tibet*, herausgegeben von Marilyn M. Rhie und Robert A.F. Thurman, Harry N. Abrams Inc. Publishers, New York, 1991, findet sich folgende Definition des Begriffs Nirvana: „The Buddhist *summum bonum*, a state of **perfect and eternal happiness** that can be attained by human beings in becoming Buddhas. Some forms of Buddhism tend to present it as a transcendent place beyond the world. Mahāyāna Buddhism critiques that idea and advances the concept of unlocated nirvana, meaning that nirvana is a transcendence of suffering through wisdom, not requiring any change of place, achievable **in the midst of life.**“

Noch täuschen die Frühlinge vor,
Sie wären's, wie ehemals.
Die Gifte, geruchlos
Allgegenwärtig,
Rauben den Blüten
Noch nicht ihren Duft,
Der uns zu Hoffnung betört.
Schleichend der Tod dieser Erde.

Das Sterben der Schmetterlinge,
Dass es auch Käfer, Vögel
Immer weniger gibt,
Uns ins Ohr schreit es nicht!
Wir überhören betäubt
Das Wachsen der Stille,
Taub von Zerstreung und Lärm.

Und doch, unabweisbar,
Das Wachsen der Stille des Todes,
Die uns – wie bald? –
Am tödlichsten trifft in
Tagen wie diesen,
Bald und zur Reue zu spät.

Freilich auch andere Stille,
Keine des Sterbens, steigt
Hinter den Frühlingen auf,
Auch diesen letzten.
Mehr als der übliche Ruf,
Abgenutzt längst, nach
Umkehr und Einsicht
Ist da reine Bejahung,
Auch noch der sterbenden Welt.
Unbetroffen von etwa
Eigenem Untergang,
Lässt sie dir nichts als
Eben den Jubel, der
Ihr entspringt, unversieglich,
Jubel des Lichtes
Über sich selbst – über nichts.

(1993)

44 Forts.

x **X** xx **X** xx **X**
x **X** xx **X** x **X**
x **X** xx **X** **X**
 X xx **X** **X**
 X xx **X** **X**
x **X** xx **X**
 X xx **X** xx **X**
 X xx **X** xx **X** **X**

 x **X** xx **X** x **X** **X**
 X xx **X** x **X** **X**
X x **X** xx **X**
X x **X** xx **X**
 X xx **X** xx **X**
x **X** xx **X** **X**
 X xx **X** xx **X**

x **X** xx **X** **X**
x **X** xx **X** xx **X** **X**
 X xx **X**
x **X** xx **X** **X**
 X xx **X** **X**
 X xx **X** xx **X**

X xx **X** xx **X** **X**
 X xx **X** x **X**
 X xx **X** xx **X**
 X xx **X** **X**
 X xx **X** xx **X**
 X xx **X** **X**
 X xx **X** **X**

X x **X** xx **X** **X**
 X xx **X** xx **X**
X x **X** xx **X** **X**
 X xx **X** x **X**
 X xx **X** **X**
 X xx **X** x **X**
X x **X** xx **X** **X**
 X xx **X** **X**
 X xx **X** xx **X**

Mitten im Heillosen
 Das vollkommene Leben.
 Nichts kann den Satz Hölderlins widerlegen:
 »Denn alles ist gut!«
 Kein Stermentod, nichts,
 Auch nicht, unaufhaltbar wie jener, der Suizid einer Gattung,
 Bedenkenlos reißt sie zahllos andere mit,
 Schickt sie voraus –
 Dass sie, gegen den delphischen Götterspruch,
 Sich zur Krone der Schöpfung gemacht,
 Macht ihren Untergang.
 Und mitten darin,
 Wie wider Willen,
 Dies mein vollkommenes Leben,
 Hier, in diesen Tagen des Herbstes.

Herbsttage Ihr, Ihr Feier der Physis!
 Sie feiert, seit je her, sich selbst,
 Heftiger noch –
 In der Heftigkeit baldigen Endens?
 Wer weiß es, wie lange? Wie oft noch?
 Wüstenei eines Neutronensterns,
 Verwüstet der Blaue Planet,
 Schöner einst als die Großen Gärten des »Königs der Könige«,
 »Paradeisos«, tot,
 Aus Fahrlässigkeit, schmerzende Wüste –
 Und doch, was ist daran Schreckliches denn?
 Alles, auch das, schmelze ich ein, glättet sich mir
 Zur »Wüste und Einöde Gottes«.
 Wie auf den Bildern Per Kirkeby's
 Treibt heute wie morgen das Nichts glühende Farben heraus!

(1992)

45 Forts.

Der Tempel des griechischen Gottes Apollon in Delphi trug die Inschrift „Erkenne dich selbst“. Dieser **delphische Götterspruch** ist keine Aufforderung zu individueller Introspektion, sondern verlangt von uns als Gattungswesen, dass wir unsere Sterblichkeit akzeptieren, die Begrenztheit unserer Fähigkeiten und Möglichkeiten anerkennen und uns vor Hybris hüten, also davor, die uns gesetzten Grenzen – bei Strafe des **Untergangs** – zu überschreiten.

Wenn ein Stern von mehr als hundertfacher Sonnen-Masse kollabiert, sprengt er in einer Supernova-Explosion seine äußeren Schichten ab und stürzt mit seinem Kernbereich zu einer Materie-Kugel von etwa 20 km Durchmesser zusammen, die aus nichts als dichtest gepackten Neutronen besteht. Infolge der ungeheuren Schwerkraft, die in seinem Inneren wirkt, gibt es auf seiner Oberfläche nicht die geringsten Erhebungen: Ein solcher **Neutronenstern** ließe sich allenfalls mit einer perfekt polierten Stahlkugel vergleichen.

»**Paradeisos**« ist ein altgriechisches Wort, das auf der zweiten Silbe betont wird und „Garten“ bedeutet; von ihm leitet sich unser Wort Paradies her. Die Gärten der persischen Achaimeniden, die sich auch »**Großkönige**« oder »**König der Könige**« nannten, stellen das Vorbild aller späteren Paradieses-Vorstellungen dar.

In der vom Neuplatonismus beeinflussten Metaphysik Meister Eckharts weist das Wesen Gottes unterschiedliche Abstufungen auf: In seiner tiefsten Tiefe, noch vor und unterhalb einer Aufspaltung in Vater und Sohn und Heiligen Geist, ist Gott (nicht Gott, sondern nur) „leeres Nichts“ (Eckhart spricht von der »**Wüste und Einöde Gottes**«). Gott wird er erst dort, wo bzw. erst dann, wenn er das „Wort“ (den Logos des Johannes-Evangeliums) als seinen „Sohn in sich gebiert“, zum „Vater“ und zugleich zum Schöpfer, insofern der Sohn der Inbegriff der Schöpfung ist: Die materielle, geschaffene Welt ist nur die Entäußerung dieses dem Vater „eingeborenen“ Sohnes. Mit Gott als dem „leeren Nichts“ ist auch der Mensch in seinem tiefsten Wesen identisch: Jeder einzelne ist diese »**Wüste und Einöde Gottes**«, aus der spontan (Eckhart sagt: „weil ich es so wollte und will“) mit dem Sohn zugleich der Vater und umgekehrt mit dem Vater zugleich der Sohn und also Gott als Gott hervorgeht: Die Schöpfung der Welt geschieht durch das Wort, aber die Erschaffung Gottes geht dem Wort voraus, entspringt dem „wortlosen“ Urgrund deines und meines Wesens.

Jedesmal beim Zazen
 Legst du vom Ufer ab,
 Richtest die Fahrt,
 Ohne Segel und Ruder,
 Weit hinaus, und dein Gleiten
 Über die Wasser des Todes,
 Schwarz und glatt unterm Frühlicht
 Drüben am Tagesrand.

Frieden. Ruhige Fahrt
 Über die Tiefen hin
 Trägt - und kein Wind -
 Dich zum »anderen Ufer«.
 Blick zurück - nein, das nicht. Du
 Stehst in Erwartung des Tages,
 Stehst im Bug unter Sternen,
 Schon übersät vom Licht.

Letzte Fahrt übers Meer,
 Und - doch die letzte nicht.
 Anders die Fahrt
 Einst des Dichters Vergil zu
 Immer fremderen Welten,
 Bis zum Erlöschen im Stein. Nein,
 Du am »anderen Ufer«
 Leuchtend vor Lebensglück.

(2002)

X x X xx X
 X xx X x X
 X xx X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X xx X xx X X
 X x X xx X X
 X xx X x X

(so alle drei Strophen)

Die letzte Strophe des obenstehenden Gedichts bedient sich einer offen eingestandenem Entlehnung: Hermann Broch beschließt seinen Roman *Der Tod des Vergil* mit einer wortgewaltigen, eindringlichen Todes-Meditation, die das Erlöschen des sterbenden *Dichters* als eine Meeresfahrt beschreibt, die über immer neue, immer befremdlichere Kontinente in eine steinerne Welt mündet, in der der Sterbende selbst zu *Stein* erstarrt.

Wenn du den Augenblick
Schwebend ins Wort erhebst,
Fällt dir wie Blütenblätter,
Fällt wie Herbstlaub die Zeit
Lautlos ins Bodenlose.
Das, was ist,
Sonst so flüchtig dahin –
Leuchten umfängt es, weit-
Her wie aus Sommerhimmeln,
Licht, das bewahrt.
Keiner, kein Abgrund ist, den
Sonst das Vergängliche
Haltlos und abwärts stürzt.
Nein, von Schwere befreit,
Ruht das, was ist, geborgen
Tief in der Stille des Jetzt.

Seitwärts das Morgenlicht
Schräg unters Blätterdach,
Sonnengespinst, noch nachtkühl.
Alle Weite der Welt
Drängt sich zur Gegenwart, hier
Um dich her,
Hüllt dich ein – wie die Hand
Einst eines Gottes tat,
Dort in der Nacht und heimwärts,
Sanft übers Meer,
Schutzschild dem Mann Odysseus.
So schützt auch dich das Licht,
Raumweit und nah der Haut
Deines Leibes, und Glück
Bebt durch dich hin, bedürftig
Du keines anderen mehr.

(2003)

47 Forts.

X x x X x X
X x x X x X
X x x X x X X
X x X x x X
X x x X x X X
X x X
X x X x x X
X x x X x X
X x x X x X X
X x x X x X X
X x x X x X
X x x X x X
X x X x x X
X x x X x X X
X x x X x x X

X x x X x X
X x x X x X
X x x X x X X
X x X x x X
X x x X x X X
X x X
X x X x x X
X x x X x X
X x x X x X X
X x x X x X
X x x X x X
X x X x x X
X x x X x X X
X x x X x x X

In der zweiten Strophe ist von **Odysseus** die Rede, dem großen „Dulder“ des griechischen Epos: Auf der letzten Station seiner zehnjährigen Irrfahrt, als er endlich von den Phäaken über das **Nacht**-dunkle **Meer** nach Ithaka, seiner Heimat-Insel, gerudert wird, hält Athene, seine unermüdliche Beschützerin, die **Hand eines Gottes** über ihn und sorgt so für die sichere Heimkehr des zuvor mehrfach schiffbrüchigen Mannes.

Dir blühen die Blumen,
Auch die du nicht siehst.

Herbstnebel über den Straßen,
Graue Tage tagaus, tagein,
Kaum aufgehellt von den
Starken Farben des Sterbens.
Doch keine Trübnis noch Kälte
Dringt dir unter die Haut,
Geschweige ins Mark.

Weiten, unbegrenzte,
Aus Leuchten und Licht
Ziehen sich durch dich hin –
Sternenfrühling, das ist
Mehr als die Blütenmeere
Nie geschauter Planeten –
Sternenfrühling
Ist in dir da,
Junge Sonnen, die blühen auf
Fernsten galaktischen Fluren,
Sternenwiesen des Weltalls,
Sonnen sogar noch aus Räumen
Des Raums, die uns niemals erreichen.

In *dir* ist er da,
Aller Sternenfrühling,
Füllt deinen Leib,
Weitet dich aus,
Schenkt sich dir ganz.

Dir blühen die Blumen,
Auch die du nicht siehst.

(1992)

48 Forts.

X X xx X X
X X xx X

X xx X xx X X
X x X xx X x X
X X x X x X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X x X xx X
x X xx X

X x X x X X
x X xx X
X xx X x X
X x X xx X
X xx X x X X
X x X xx X X
X x X X
X xx X
X x X xx X x X
X xx X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X X
x X xx X xx X X

x X xx X
xx X x X X
X xx X
X xx X
X xx X

X X xx X X
X X xx X

„Weiten aus Licht geh'n durch dich hin“ –
 Nein, es ist andersherum:
 Licht geht aus dir,
 Geht weit durch die Welten,
 Durch die zukünftigen auch:
 Alles Strahlen der Winter –
 Gibt es denn die um Sonnen
 Nicht, um andere, auch? –
 Aller Jubel der Farben,
 Hier und überall sonst, wo
 Frühlinge prangen,
 Herbstliche Sternentode
 Glüh'n in der Schwärze des Raums –
 Deiner ist es, aus dir,
 Aus deinem „Wahrheitsleib“, nicht zu erschöpfen.

Goldener nicht, einfach nur Glanz,
 Der auch die Buddhas der Zeit
 Leuchtender macht,
 Dass Rilke sie »Sternen«
 Gleichsetzt, von »ändern« umstrahlt,
 »Sternen, die wir nicht seh'n«. Doch
 Wer, so wie du, ihr Leuchten
 Als das seine erfährt –
 Unverstellt ist dein Blick, weil
 Du von innen sie schaust: Den
 Buddhas der Zeit, du
 Weißt es, dass ihr Erbarmen,
 Dies ihr Geschenk an die Welt,
 Nur der Lichtflut entsteigt,
 Der aus dem „Wahrheitsleib“, nirgend als deinem.

(1996)

49 Forts.

X x x X X x x X
X x x X x x X
X x x X
X X x x X X
X x x X x x X
X x X x x X X
X x x X x X X
X x X x x X
X x X x x X X
X x X x x X X
X x x X X
X x x X x X X
X x x X x x X
X x X x x X
X x x X x X X x x X X

X x x X X x x X
X x x X x x X
X x x X
X X x x X X
X x x X x x X
X x X x x X X
X x x X x X X
X x X x x X
X x X x x X X
X x X x x X X
X x x X X
X x x X x X X
X x x X x x X
X x X x x X
X x x X x X X x x X X

„*Wahrheitsleib*“ ist die Übersetzung des Sanskrit-Begriffs *Dharmakāya*, der den sozusagen kosmischen Leib Buddhas bezeichnet, aus dem alles hervorgeht und in den hinein alles verschwindet. Mit „Wahrheitsleib“ ist hier also die allumfassende Leere am Grund der Welt gemeint.

Bei **Rilke** finden sich in den *Neuen Gedichten* aus dem Jahre 1907 zu **Buddha** die Zeilen: „Und er ist **Stern**. Und **andre** große **Sterne**, / **die wir nicht sehen**, stehen um ihn her.“

Diese Oase aus Licht,
Rings die Schwärze des Weltraums:
Nach dem Gesetz
Großer und größter Zahl
Kann auch der Zufall durchaus,
Störanfällig wiewohl,
Doch Paradiese schaffen.

Zufall, das ist
Einzig wirkliche Allmacht,
Nämlich aus Nichts,
Fähig zu allem, was je
Überhaupt möglich ist –
Und das ist grenzenlos –
Voll des Scheiterns und auch
Nicht an Gelingen arm.

Zufallswerk bist auch du,
Schon vom Genom und erst
Recht vom Lebenslauf her –
Doch ist, schon dass du bist,
Teil des Gelingens der Welt,
Mehr noch, dass dir
Trotz Scheiterns Vollendung sich
Anträgt und schenkt:

Buddha – dir Chiffre des Glücks,
Jenseits von Angst und Tod
Hüter des Friedens zu sein,
Der der Welt unterliegt,
Grund-los und still:
Kein Schmerz überdauert, wenn
Segen aus Leerheit ergeht.

(2004)

50 Forts.

X x x X x x X
X x X x x X X
X x x X
X x x X x X
X x x X x x X
X x X x x X
X x x X x X X

X x x X
X x X x x X X
X x x X
X x x X x x X
X x x X x X
X x x X x X
X x X x x X
X x x X x X

X x X x x X
X x x X x X
X x X x x X
X x X x x X
X x x X x x X
X x x X
X X x x X x X
X x x X

X X x X x x X
X x x X x X
X x x X x x X
X x X x x X
X x x X
X X x x X x X
X x x X x x X

Dieses Gedicht weist in seinem formalen Aufbau gleich eine doppelte Spiegelung auf, sozusagen sowohl um die X- als auch um die Y-Achse: Die Strophen 1 und 2 umfassen 7 bzw. 8 Zeilen und die Strophen 3 und 4 umgekehrt 8 bzw. 7 Zeilen; dabei greift die 1. Zeile der 3. Strophe auf die letzte Zeile der 2. Strophe zurück, deren Rhythmus sie in umgekehrter Reihenfolge der betonten und unbetonten Silben spiegelt, und entsprechend die 2. Zeile der 3. Strophe auf die vorletzte Zeile der 2. Strophe, ebenfalls in umgekehrter Abfolge von Betonung und Nicht-Betonung; genauso spiegelt die 1. Zeile der 4. Strophe die letzte Zeile der 1. Strophe in umgekehrter Reihenfolge von betonten und unbetonten Silben usw., bis zur vorletzten und letzten Zeile der 4. Strophe, die mit den beiden ersten Zeilen der 1. Strophe in gleicher Weise verfahren.

Dass ein Gespräch über Bäume
Fast ein Verbrechen sei,
Hat einst Bert Brecht gesagt –
Großes Wort voller Düsternis,
Vorwurf auch heute noch:
Sind doch die Zeiten mitnichten
Besser geworden,
Anders die Übel nur,
Aber nicht weniger.

Dennoch sei Brecht widersprochen.
Gegen den Weltlauf zwar
Ist noch kein Kraut zur Hand;
Gleichwohl heilsamer nichts als – mit
Bäumen zu reden, nicht
Über sie, mit ihnen: Eichen,
Buchen und Zedern,
Uralt, geborsten, doch
Strotzend von Lebensmut.

Was hätten *sie* uns zu sagen?
Nun, sie belehren uns,
Richtig zu leben – so
Da zu sein, einfach so: um sich
Unbesorgt, frei und wohl
Wissend, dass *sie* nichts bedeuten;
Stürme, Gewitter
Nehmen sie hin, getrost,
Was sie auch treffen mag.

»Soheit« ist's, was sie uns zeigen,
Wortlos und doch beredt:
Dass uns kein Schmerz erreicht,
Wo wir wurzeln im leeren Grund:
Unbilden, wie die Welt
Allzeit für uns sie bereithält –
Pfeile wie diese,
Tödlich dem Erdenleib,
Treffen die »Soheit« nicht.

(Für Peter Niebaum – 2005)

51 Forts.

X x x X x x X X
X x x X x X
X x x X x X
X x X x x X x X
X x x X x X
X x x X x x X X
X x x X X
X x x X x X
X x x X x X

X x x X x x X X
X x x X x X
X x x X x X
X x X x x X x X
X x x X x X
X x x X x X
X x x X x X

X x x X x x X X
X x x X x X
X x x X x X
X x X x x X x X
X x x X x X
X x x X x X
X x x X x X

X x x X x x X X
X x x X x X
X x x X x X
X x X x x X x X
X x x X X
X x x X x X
X x x X x X

Das obenstehende Gedicht ist eine Hommage an die **Eichen** von Fischerhude, die **Buchen** auf dem Darß und die –
mehrtausendjährigen – **Zedern** von Yakushima.

Sterben ist ein Abschied von besonderer Art:
Du nimmst nichts mit, auch nicht
In leeren Händen die Erinnerung.
Du gehst – und gehst doch nicht:
Kein anderer Ort, der dich empfängt.
Die Welt, die andern bleiben nicht zurück,
Sie bleiben, wie sie sind,
Im Sein, in Freuden, Schmerzen.
Du allein verwandelst dich,
Doch ohne Überdauern,
Was *du* warst, das entgleitet dir,
Entgleitet ohne Rest.
Du schaust nicht zu, das kannst du nicht,
Auch das entschwindet mit.

Anders freilich steht es um den „Großen Tod“.
Zwar nimmst du Abschied, doch
Du weißt, du kehrst zurück, sogar zu mehr
An Lebenskraft und -lust,
Als dir vordem bemessen war.
Du hast der Welt entsagt, dich abgetan,
Du kannst, von dir befreit,
Dich ganz dem Glück ergeben,
Ohne irgend Vorbehalt,
Du lässt der Flut an Leben,
Die dich ins Grenzenlose drängt,
Den freien Lauf, und kein
Gedanke, Tod vernichte dich,
Verdunkelt Licht und Tag.

(2003)

52 Forts.

X x X x X x X x X x X
x **X x X x X**
x **X x X x X x X x X**
x **X x X x X**
x **X x X x X x X**
x **X x X x X x X x X**
x **X x X x X**
x **X x X x X X**
 X x X x X x X
x **X x X x X X**
x **X x X x X x X**
x **X x X x X**
x **X x X x X x X**
x **X x X x X**

X x X x X x X x X x X
x **X x X x X**
x **X x X x X x X x X**
x **X x X x X**
x **X x X x X x X**
x **X x X x X x X x X**
x **X x X x X**
x **X x X x X X**
 X x X x X x X
x **X x X x X X**
x **X x X x X x X**
x **X x X x X**
x **X x X x X x X**
x **X x X x X**

Darin hast Du schon Recht, kein Zweifel,
 Ernst Barlach und Mystikus:
 »Gnade« ja, aber Gott-los,
 »Unbändige Heiterkeit«,
 »Bergstromstarke Gesundheit«,
 Beides machtvoll wie tosend
 Wasser, das uns davonträgt,
 Dem zu wehren nicht möglich,
 Auch kein Wille besteht. Eins
 Aber, eins trifft nicht zu, es sei
 All das nur ein geträumtes Glück:
 Noch das »Singen« ist wirklich,
 Das der Hände, des Leibes:
 Nichts an dir, das nicht singt. Und Du
 Hast es gleichfalls gewusst, Herr Barlach:
 Ist Dir doch wie „der Singende“
 Kaum ein Bildwerk gelungen!

(1995)

X x X xx X x X X
 X X xx X x X
 X x X xx X X
 X X xx X x X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X x X
 X x X xx X x X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X x X
 X x X xx X x X
 X x X xx X X

In seinem Drama *Die echten Sedemunds* (1920) legt **Ernst Barlach** dem Alter Ego seines Helden folgende Äußerung über sich selbst in den Mund: „... vielmehr **träumte** ich heute nacht, ich schwämme mit dem **gnadevollen** Gefühl **bergstromstarker Gesundheit** und **unbändiger Heiterkeit** in einem schnellstrudelnden Strom und **sang** dabei.“

Leer, ohne Grund,
DAO, das Nichts,
Lao-zi hat es uns
Anempfohlen als Ort
Unsrer Wiedergeburt.
»Nicht-Ort«, den es nicht gibt,
Noch den nächtlichen Schein
Weit auf mondstillem Meer.
Dennoch dorthier geschieht's,
Dass »ohne Wind« himmelhoch
Steigen die »Wogen« zur Drachenflut.

Buddha-Natur,
Heißt es im Zen.
Geist nicht, Nicht-Geist nichtmal
Ist am Grunde der Welt.
Unerschrockenes Wort,
Meister-Wort: „Es vergeht!“ –
Welch Erschrecken des Mönchs,
Dass im Feuer zum Schluss
Nichts mehr bleibt, das dir Halt
Gäbe, auch »dies da« nicht mehr,
Gleichwohl dir Quell deiner Zuversicht.

(1994)

54 Forts.

```

      X x X
      X x X
X x X x X
X x X x X
X x X x X
X x X x X
X x X x X
X x X x X
X x X x X
      X x X x X
      X x X x X x X

      X x X
      X x X
X x X x X
X x X x X
X x X x X
X x X x X
X x X x X
X x X x X
      X x X x X
      X x X x X x X

```

Die erste Strophe macht Anleihen bei einem Gedicht des Xue-dou Zhong-xian, und zwar seinem Lobgesang zum Kōan 95 *Bi-yan-lu*, und geht zugleich über Xue-dou's dortige Formulierung hinaus: Xue-dou spricht davon, dass „es am »**Nicht-Ort**« Mondschein gibt und spiegelglatte See“, dass aber „dort, wo Ort ist, sich »**ohne Wind die Wogen**« türmen“. Dabei ist der Schein des Vollmondes die Chan-typische Metapher für Erleuchtung und das spiegelglatte Meer für den Zustand eines von Erleuchtung erfüllten, friedvoll-ruhigen Daseins. Doch streng genommen ist ein »**Nicht-Ort**« ein Ort, **den es nicht gibt**, weshalb dort, wo kein Ort mehr ist, auch sonst nichts sein kann: kein **Mondschein** und kein **Meer**, in dem der Mond sich spiegelt. – Der zweite Teil des Xue-dou-Zitats – „dort, wo Ort ist“ – hat es hingegen mit der irdischen Welt und unserem Dasein in ihr zu tun; und dass sich dort »**ohne Wind die Wogen**« türmen (von Drachen aufgepeitscht, wie der Lobgesang desweiteren andeutet), ist die poetische Umschreibung der – durchaus zustimmungsfähigen – Aussage, dass wir **von jenem »Nicht-Ort« her** neue, zuvor ungeahnte – drachengleiche – Kraft empfangen, unser Dasein und die Aufgaben, die es uns stellt, zu bewältigen.

Die zweite Strophe zitiert das Kōan 29 *Bi-yan-lu* (auch Kōan 30 *Cong-rong-lu*), wo der **Meister** Da-sui einem fassungslosen Mönch entgegenhält: „Ja, wenn am Ende der Zeit der Weltenbrand alles bis zum Grund verbrennt und das gesamte Weltall vernichtet, dann muss auch »**dies da**« – der Dharmakāya, das unaussprechliche und unzerstörbare Wesen der Dinge – **vergehen!**“

Unbegreiflich,
Dass du im Nicht-Sein zuhause,
Aufgehoben,
Dich geborgen erfährst!
Das an dir, was noch ist:
Heimgekehrt in die Tränen – wie Licht –
Grundloser Freude,
Längst und für immer
Gänzlich gestillt zu sein:
»Frieden«, nicht nur »geschaut«,
Dir entspringt er
Allem, was dich umgibt,
Mitten im Nicht-Sein.

Das versteht sich:
Nicht-Sein ist nicht, wie zu Buddhas
Zeiten einstens,
Flucht und Rückzug aus sonst
Nicht bezwingbarem Leid.
Altem Zen-Brauch gemäß ist doch *dir*
Nicht-Sein der Quellgrund
Täglichen Daseins,
Täglicher Freude auch:
Dass sich alles verliert,
Kann doch dich, so
Grundlos gegründet, nicht
Schmerz-jäh erschrecken.

(1998)

55 Forts.

X x X X
 X x x X x x X X
X x X X
X x X x x X
X x X x x X
X x X x x X x x X
 X x x X X
 X x x X X
 X x x X x X
X x X x x X
X x X X
 X x x X x X
 X x x X X

X x X X
 X x x X x x X X
X x X X
X x X x x X
X x X x x X
X x X x x X x x X
 X x x X X
 X x x X X
 X x x X x X
X x X x x X
X x X X
 X x x X x X
 X x x X X

»Frieden«, nicht nur »geschaut« – heißt es in der ersten Strophe. Darin verbirgt sich eine Anspielung auf Hölderlins *Friedensfeier* und deren Zeilen: „Und vor der Türe des Hauses / sitzt Mutter und Kind / und **schauet den Frieden**“: Der Frieden, von dem das nebenstehende Gedicht handelt, ist keiner, der uns von außen überkommt, sondern einer von innen her.

Dass sich alles verliert – diese Zeile der zweiten Strophe umschreibt eben jenes *Meister-Wort*, von dem im vorigen Gedicht die Rede gewesen ist.

Wie leicht noch, du hörst sie,
 Verstehst du die Stimme der Vögel.
 Schon dem Schweigen der Bäume,
 Welches Wort, wenn kein Windgesang
 Weilt im Hohlwerk der Blätter,
 Willst *du* ihm entlocken?
 Öffne *du* deinen Leib, dass hautlos
Du den »Dingen«, den »unbeseelten«
 Erst recht so – und fühlst du,
 Was aus ihnen zu dir will?
 Dankbarkeit: Die Glut ihres Daseins,
 Deine ist es, nämlich entstammt sie
 Unwandigem Schacht deiner Fülle.
 Hier kehrt sie und jetzt dir wieder,
 Beidseits flussloses Fließen.
 Und so, jenseits der Worte,
 Verstehst du die »Rede« sogar noch des »Unbeseelten«.

Vernehmbar, du weißt es,
 Die Botschaft des »nicht auch Beseelten«
Dir nur, wenn du die Stimme,
 Die da spricht, selber bist, und das
 Ist die Stimme des Schweigens.
 Wo Sprechen und Sein eins
 Sind, geschieht auch Gehör dir lautlos
 Nur durchs Ohr deines Seins. Doch schmerzlich,
 So scheint es, dass einzig
 Dein Nicht-Sein der Stimme dich,
 Der des sprachlos Sprechenden, eint. Du
 Freilich, längst erfahren im Sterben,
 Frohlockst dich durchs eigne Verstummen
 Ins Schweigen des »Unbeseelten«
 Hinein, Stimme des Nicht-Seins
 Auch das: Reine Bejahung,
 Die jubelnd erst macht, dass sie leben, die Welten, grundlos.

(1995)

56 Forts.

```

x X X x X X
  x X xx X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X x X
X x X xx X X
  X X xx X X
X x X xx X x X X
X x X xx X x X X
x X X x X X
  x X xx X x X
X x X x X xx X X
X x X x X xx X X
  X X xx X xx X X
  X X xx X x X X
X X X xx X X
x X X xx X X
  x X xx X xx X xx X x X X

```

```

x X X x X X
  x X xx X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X x X
X x X xx X X
  X X xx X X
X x X xx X x X X
X x X xx X x X X
x X X x X X
  x X xx X x X
X x X x X xx X X
X x X x X xx X X
  X X xx X xx X X
  X X xx X x X X
X X X xx X X
x X X xx X X
  x X xx X xx X xx X x X X

```

Im Kōan 39 *Denkōroku* findet sich zu Dong-shan Liang-jie, dem Mitbegründer der Cao-Dong- oder Sôtō-Schule, folgende Begebenheit: Dong-shan besuchte einmal Meister Yun-yan und fragte: „Wer vermag die »**Lehrrede des Unbeseelten**« zu hören?“ Yun-yan antwortete: „Die »**unbeseelten Dinge**« können sie hören!“ Dong-shan fragte weiter: „Können Ihr sie hören?“, worauf Yun-yan erwiderte: „Wenn ich sie hörte, würdest Du meine Unterweisung nicht hören.“ Da sagte Dong-shan: „Wenn dem so ist, dann höre ich Eure Unterweisung nicht.“ Doch Yun-yan gab ihm zur Antwort: „Du hörst nicht einmal meine Unterweisung; wie könntest Du da die »**Lehrrede des Unbeseelten**« hören?“ Bei diesen Worten erfuhr Dong-shan tiefe Erleuchtung. Er dankte Yun-yan mit folgendem Gedicht:

„Wunderbar, wie wunderbar! Die »**Lehrrede des Unbeseelten**« ist unausdenklich! / Willst du sie mit den **Ohren** hören, wirst du sie nicht verstehen. / Wenn du die Stimme mit den Augen hörst, dann weißt du Bescheid!“

Otto, Du herzlieber Freund,
 Kenner der Bücher, vom Leben
 Nicht eben sanft verschont,
 Weißt Du wohl auch, was es heißt,
 Frei, wirklich frei zu sein?
 Frei noch vom Streben nach Lob,
 Geltung und Anerkennung –
 Auch nach Ruhm und Gewinn
 Drängt es mich nicht:
 Unbedürftig, und zwar
 Weil da keiner mehr ist,
 Der doch sonst allemal
 Dies noch braucht oder das,
 Unbedürftig doch auch
 Schlankweg aus Überfluss:
 Wer hätte denn nicht genug,
 Wenn er, wenn sie
 All diesen Glanz aus Nichts,
 Der noch an trübem Novembertag
 Machtvoll der Welt unterliegt,
 Als den ganz eigenen hat?

Besser verstündest Du mich,
 Otto, vielleicht – hättest Du auch
 Dieses Gesicht geseh'n,
 Steinerne Göttergestalt,
 Jüngst in Berlin zu Gast,
 China der Qi-Dynastie:
 Einer der Helfer Buddhas
 Zur Erlösung der Welt –
 In sich gekehrt,
 Allem Leiden entrückt,
 Stolz aus innerem Licht,
 Unerreichbar für Gier,
 Niedertracht, allen Schmutz,
 Selig lächelnd sein Mund.
 Güte, die still verharrt,
 Steht er gelassen und frei,
 Retter der Welt,
 Nicht weil er sich bemüht,
 Vielmehr es ist unser Staunen, das
 Uns über Kummer und Schmerz
 Zu ihm erhebt und uns heilt.

(Für Otto Stender – 2001)

57 Forts.

X xx X xx X
X xx X xx X X
X xx X x X
X xx X xx X
X xx X x X
X xx X xx X
X xx X x X X
X x X xx X
X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X xx X x X
X xx X xx X
X xx X
X xx X x X
X xx X xx X x X
X xx X xx X
X xx X xx X

X xx X xx X
X xx X xx X X
X xx X x X
X xx X xx X
X xx X x X
X xx X xx X
X xx X x X X
X x X xx X
X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X xx X x X
X xx X xx X
X xx X
X xx X x X
X xx X xx X x X
X xx X xx X
X xx X xx X

Wie der Buddha-Kopf des Gedichtes 36 so hat sich auch der *Helfer Buddhas*, der Bodhisattva also, von dem hier in der zweiten Strophe die Rede ist, auf der Berliner Ausstellung *Die Rückkehr des Buddha. Chinesische Skulpturen aus dem 6. Jahrhundert* einem *staunenden* Publikum vorgestellt.

Öffne dich ihren Mündern:
Diese Götter bedürfen
Nicht des Worts, sich zu zeigen –
Schon ihr schwebendes Lächeln,
Hauch über Lippen und leicht,
Sagt sie gründlicher aus.

Doch da ist auch Erschrecken,
Deins nicht, aber die Griechen –
Hölderlin gar gab es den Tod –
Dass nur ein Abglanz ist, was
Solche Götter uns schenken,
Sie unnahbar, und fern uns
Ihre Glückseligkeit,
Keinem Sterblichen jemals
Ein erreichbarer Ort.
Ach, dass so, was uns tröstet,
Götterlächeln, zugleich
Uns in die Schranken, das heißt,
In unser Unglück verweist!

Anders du, und ein andres
Lächeln kennst du, noch eines,
Götterlächeln auch dies, so
Leicht den Bögen des Mundes,
Kündet es, Glanz ohne Rand,
Ein noch freieres Glück.

Ist das Lächeln der Buddhas,
Schimmer leiblosen Goldes,
Tritt es dich an, lädt dich auch ein,
Dass du sie teilest – Teil nicht,
Ganz der Leib aller Buddhas
Du, und keiner mehr ausseits –
Ihre Glückseligkeit.
Und im Lächeln, das seither
Deinen Lippen entspringt,
Leihst du ihrem dein Antlitz.
Lächeln, deins, ist auch dies:
Mund, der sich öffnet zum Glanz,
Darin die Welten ersteh'n.

(Für Ute Tuch – 1996)

58 Forts.

X x X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X X
 X xx X xx X
X x X xx X

X x X xx X X
X x X xx X X
 X xx X X xx X
 X xx X x X X
X x X xx X X
X x X xx X X
 X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X
X x X xx X X
X x X xx X
 X xx X xx X
 X xx X xx X

X x X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X X
 X xx X xx X
X x X xx X

X x X xx X X
X x X xx X X
 X xx X x X X
 X xx X x X X
X x X xx X X
X x X xx X X
 X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X
 X xx X xx X
 X xx X xx X

Die figürlichen Darstellungen griechischer Götter aus dem Ende des 6. und Anfang des 5. Jahrhunderts v.u.Z. zeichnen sich durch eine kraftvolle Gelassenheit sowie – ein glücklich-überlegenes **Lächeln** aus, das ihre **Lippen** umspielt! – Wie lange waren sie mir entfallen, diese griechischen Götter-Statuen des archaischen Stils! Und die Götter selbst, wie anders als Jehova, der sich wiederholt seiner Stimme bedient hat, wie anders auch als der christliche und der muslimische Gott einer in Sprache gefassten Offenbarung! Die Epiphanie dieser griechischen Götter war lautloser Art, eher dem Schweigen Shakyamunis auf dem Berg Grdhrakuta, dem „Geierberg“, vergleichbar. – Freilich, das **glückselige**, allem Leid enthobene Leben dieser Götter auf dem Olymp war den **sterblichen** Menschen **unerreichbar**. Wer es gleichwohl wagte, wie Bellerophon mit seinem geflügelten Pferd Pegasos, den Olymp zu erklimmen, wurde von den Göttern unbarmherzig in die Tiefe, in das von Kummer und Leid geprägte irdische Leben zurückgeschleudert! – Und Hölderlin, für den diese griechischen Götter lebendige Wirklichkeit waren, ist an ihrer **Unnahbarkeit** zerbrochen: „Nah ist / und schwer zu erfassen der Gott!“

Da, aus der Endzeit täglichen Sterbens,
 Reine Bejahung,
 Nicht deines armseligen Selbst,
 Armselig noch bei
 Triftigstem Anlass zu Stolz,
 Reine Bejahung, die brennt -
 Was denn an dir
 Ließe sie gelten?
 Die dich vielmehr den Dingen verströmt,
 Nirgends ist eins, aus dem du nicht blühst:
 Welt, die nichts will -
 Als deinem „Ja!“ Blume zu sein.

(1995)

X x x X X X x x X X
 X x x X X
 X x x X X x x X
 X x x X X
 X x x X x x X
 X x x X x x X
 X x x X
 X x x X X
 X x x X x X x x X
 X x x X x X x x X
 X x x X
 X x x X X x x X

Grauen und Glanz sind eins.
 Nicht leugnest du das Entsetzliche,
 Menschenwerk doch zumeist,
 Ringsum allgegenwärtig.
 Auch Verharmlosung nicht,
 Nicht wegzuseh'n ist dein Auftrag:
 Unbestritten der Schmerz,
 Kaum umzutäuschen in Jubel,
 Einverständnis zur Qual,
 Noch, erst recht nicht, Verzeihung den Tätern –
 Wie denn solltest du die
 Opfern je abverlangen!

Dennoch, wenn sie der Glanz
 Trifft, der aus dir, deinem Leerheits-Leib,
 Platzt sie auf, diese Welt
 Fahlen Grauens, und leuchtet,
 Nichts als Freude und Licht:
 Kein anderer Ort ist vonnöten,
 Dass glücklich wir sind,
 Kein »Reines Land« fern in Weiten,
 Hier der Gott, dem nichts fehlt.
Du bist's, deine Vollendung, und nicht mehr
 Willst du anderswohin.
 Herrlicher nichts denn Hiersein.

(1996)

 X x x X x X
 X X x X x x X x X
 X x X x x X
 X x X x x X X
 X x X x x X
 X X x X x x X X
 X x X x x X
 X X x X x x X X
 X x X x x X
 X x X x x X x x X X
 X x X x x X
 X x x X x X X

 X x x X x X
 X X x X x x X x X
 X x X x x X
 X x X x x X X
 X x X x x X
 X X x X x x X X
 X x X x x X
 X X x X x x X X
 X x X x x X
 X x X x x X x x X X
 X x X x x X
 X x x X x X X

Dem nebenstehenden Gedicht liegt eine Foto-Arbeit von Astrid Klein zugrunde: „weder vergessen...“, 1989, aus der Serie ihrer KZ-Bilder, Jahresgabe der Kestner-Gesellschaft Hannover, heute im Besitz meines Sohnes Allan.

Dem Antlitz deines Todes
 Geh'n Sterne ein und aus.
 Du einverleibst Dir
 Ihren Untergang, so
 Unbeweint,
 Wie nur die Köstlichkeit,
 Die des eigenen Schwindens,
 Einwärts und bodenlos –
 Und dort
 Beginnst du die Sterne.

Der Gluthauch ihres Leibes –
 Kein Grund als der, wo selbst
 Kein Feuer brennt. Nichts
 Ist, auch Liebe nicht, vor
 Weltbeginn.
 Dass sich Gestaltung regt,
 Gleichwohl, gegen's Erlöschen,
 Allgegenwärtig wirkt
 Liebe
 Darin, und ist deine!

(1996)

```

x X x X x X X
x X x X x X
x X x X X
  X x X x X X
  X x X
x X x X x X
  X x X x x X X
    X x x X x X
X X
  x X x x X X

```

```

x X x X x X X
x X x X x X
x X x X X
  X x X x X X
  X x X
x X x X x X
  X x X x x X X
    X x x X x X
X X
  x X x x X X

```

Ach, Lieben, das ist
 Schon lange nicht mehr ein Begehren –
 Was denn bräuchtest du noch?
 Ja, lieben, das ist, dich verschwenden!
 Woher auch
 Sollten die Dinge sein,
 Wenn *du* nicht dich
 In sie verschwendest?
 Und wem schon
 Sollte dein Lieben sich weigern?
 Wenn alles doch nur
 Deinem, nur deinem Herzen entwächst!

Lieben das leis-
 Tastende Grün eines Blattes,
 Das sich dem Licht anvertraut.
 Lieben den matt-
 Taumelnden Flug eines Falters
 In seinen herbstlichen Tod.

Lieben ist auch
 Dieser Vorrat an Glück, den
 Meine Augen in Deine
 Für dunklere Tage gelegt.

(1994)

```

  x X xx X
  x X xx X xx X X
X x X xx X
  x X xx X xx X X
x X X
  X xx X x X
x X x X
  X xx X X
x X X
  X xx X xx X X
  x X xx X
  X xx X x X xx X

  X xx X
  X xx X xx X X
  X xx X xx X
  X xx X
  X xx X xx X X
  X xx X xx X

  X xx X
X x X xx X X
X x X xx X X
  x X xx X xx X

```


Wie Spiel der Götter
 Ist dir Versenkung.
 Leicht und heiteren Mundes
 Wandeln sie hin,
 Die »Steine«, die großen, zu setzen
 Im »Brettspiel Welt«.
 Leicht und heiteren Munds auch du,
 Betrittst du die Fluren des Nicht-Seins,
 Schreitest die Stufen hinab
 Zu den Brunnen der Tiefe,
 Folgst dem Talgrund ganz unten,
 Der keinen Boden mehr hat.
 Selig die Götter im Spiel,
 Glückselig *du* aus Versenkung,
 Nicht beneidest du sie
 Um ihr ewiges Sein,
 Das der Mythos erzählt.
Du lässt dich los ins Nichts,
 Gehst aufs Neue hervor
 Zu freudigem »Stirb und Werde!«

Den Göttern bist du
 Freilich auf andre
 Weise weit überlegen:
 Sie dauern nur,
 Solange kein Weltuntergang dem
 Ein Ende setzt.
 Du jedoch hast gelernt, dass du
 Am Nichts etwas hast, deinen Kern gar,
 Das noch den Weltuntergang
 Überlebt und aus dem du
 Neue Welten ersteh'n lässt.
 Dass *du* im Nichts nicht mehr bist,
Das schmerzt dich nicht, hast du doch
 Leben und dich nicht mehr nötig.
 „*Non omnis moriar*“,
 Sagt der alte Horaz:
 „Sterben werd' ich nicht ganz!“
 Ja, das ist wohl gesagt.
 Nur kommt's anders heraus,
 Als Roms »*Poietes*« gedacht hat.

(2000)

63 Forts.

```

x X x X X
  X xx X X
X x X xx X X
  X xx X
  x X xx X xx X X
x X x X
  X x X xx X x X
  x X xx X xx X X
    X xx X xx X
  X x X xx X X
  X x X xx X X
x X x X xx X
  X xx X xx X
  X xx X xx X X
  X x X xx X
  X x X xx X
  X x X xx X
    X xx X x X
  X x X xx X
    x X xx X x X X

x X x X X
  X xx X X
  X x X xx X X
    X xx X
  x X xx X xx X X
x X x X
  X x X xx X x X
  x X xx X xx X X
    X xx X xx X
  X x X xx X X
  X x X xx X X
x X x X xx X
  X xx X xx X
  X xx X xx X X
  X x X xx X
  X x X xx X
  X x X xx X
    X xx X x X
  X x X xx X
    x X xx X x X X

```

Von Heraklit, dem „Dunklen“, ist der Ausspruch überliefert: „Der Äon (die **Welt** in ihrem zeitlichen Ablauf) ist ein spielender Knabe, der die **Steine** eines **Brettspiels** setzt – eine Form der Herrschaft, bei der ein Knabe den König abgibt!“

Der römische Dichter Horaz, lebenslang gefördert von seinem Gönner, dem Kaiser Augustus, und von diesem mit einer Vielzahl wichtiger poetischer Aufträge betraut, hat seine besondere Leistung darin gesehen, die bis dahin spröde lateinische Sprache so geschmeidig gehandhabt zu haben, dass sie sich den komplexen Versmaßen der von ihm bewunderten griechischen Vorbilder Sappho und Alkaios zu fügen imstande war. In der berühmten Ode III, 30 (*Exegi monumentum aere perennius*: „Ein Denkmal, dauerhafter als Erz, habe ich mir errichtet“) sagt er voller Stolz von sich selbst: „**Non omnis moriar, multa que pars mei / vitabit Libitinam**“ – „**Sterben werd' ich nicht ganz**; ein großer Teil von mir wird der Vernichtung entgehen.“ – Und »**Poietes**« ist lediglich das griechische Wort für „Dichter“ (das, nebenbei bemerkt, eher wie *Poi-ä-täs* ausgesprochen und auf der letzten Silbe betont wird).

Dass nichts Bedeutung hat,
 Auch diese Schönheit nicht,
 Die des Gedichts –
 Längst ist kein Schmerz mehr darin:
 Irgendwie, irgendwo
 Blüh'n im Nacht-Raum des Schweigens
 Wortblumen auf, ungehört,
 Blüh'n und gleiten hinab,
 Heimwärts ins Schweigen zurück:
 Nichts ist gewonnen, verlor'n.

Dass dir in deinen Tod
 Auch die Gedichte einst,
 Nirgends bewahrt,
 Nachgeh'n, es trifft dich nicht mehr:
 Du, zuhause in nichts,
 Brauchst kein Weiterbestehen,
 Auch nicht des Werks. Und – du weißt:
 Alle Schönheit, auch die
 Deines Gedichts, überlebt –
 Jubelnd im Aufgang des Seins.

(Für Peter Niebaum – 1996)

X x x X x X
 X x x X x X
 X x x X
 X x x X x x X
 X x X x x X
 X x X x x X X
 X x x X X x X
 X x X x x X
 X x x X x x X
 X x x X x x X

 X x x X x X
 X x x X x X
 X x x X
 X x x X x x X
 X x X x x X
 X x X x x X X
 X x x X X x X
 X x X x x X
 X x x X x x X
 X x x X x x X

»Es ist ein Schnitter, heißt der Tod« –
Auf Deinen Bildern, Vincent,
Wie schreitet er aus, wie
Fällt das Korn
Reif seiner Sichel entgegen!
Wie er auch Dich bedrängt,
Doch – dass Du ihm trottest,
Dass er aus Dir
Funken schlage, die Funken
Rauschhafter Lebensglut:
Unstillbarem Sog des Entschwindens
Bild-Welten gegenzuhalten,
Als wär' Dir – Schweben voll Grund.

Auch ich einst hab' das gekannt:
Sich retten wollte das Herz, dem
Nur Grauen und Nichts noch bevorstand,
Tödlicher Würgegriff,
Den zu sprengen mein ach so
Rausch-wildes „Ja!“
So ohnmächtig war. Wie
Anders der „Große Tod“,
Der dich verjüngt, dich befreit zur
Weltgeburt.
Du lebst auch den Nacht-Sturz
Und noch das Sternen-Sterben:
Kein Schnitter ist und ist kein Tod!

(1997)

65 Forts.

```

x X x X x X x X
x X x X x X X
  x X xx X X
  X x X
    X xx X xx X X
    X xx X x X
  X X xx X X
    X xx X
  X x X xx X X
    X xx X x X
  X X xx X xx X X
X X x X xx X X
x X X X xx X

x X X X xx X
X X x X xx X X
  X X xx X xx X X
  X xx X x X
  X x X xx X X
    X xx X
  X X xx X X
    X xx X x X
  X xx X xx X X
  X x X
    x X xx X X
x X x X x X X
x X x X x X x X

```

Auf mehr als nur einem Bild *Vincent* van Goghs arbeitet sich ein kraftvoll ausschreitender *Schnitter* durch ein gegen den Horizont ansteigendes *Kornfeld*. In dichten Büscheln stürzen die Halme zu Boden!

Bei diesem Gedicht liegt die Spiegelung deutlicher zutage als zuletzt bei dem Gedicht 50, und zwar einfach deshalb, weil die beiden Strophen - wie schon im Gedicht 4 – ausschließlich um die X-Achse gespiegelt sind: Die 1. Zeile der 2. Strophe entspricht der letzten Zeile der 1. Strophe usw., bis hin zur letzten Zeile der 2. Strophe, die den Rhythmus der 1. Zeile der 1. Strophe wiederaufnimmt.

Achtzehn warst du, neunzehn vielleicht,
Alles lag vor dir, und doch
Hattest du
Alles schon hinter dir,
Hast dich als Greis gefühlt,
Leben und Glück
Längst ins Schwarze hinab,
Lautlos abhanden gekommen, und
War doch Jubel, dein Schmerz,
Rauschhafte, nachtweite Freude.

Wallfahrten in den Schmerz:
Damals die Kammerkonzerte,
Nachkriegszeit,
Wiedererstanden in Weiß und Gold
Die Aula des Fürstbischofs.
Auftritt Brainin, Lovett und Co,
Beethovens *Späte Quartette*,
Einhundertfünfunddreißig,
Große Fuge B-Dur,
Kempff, Elly Ney,
Unvergessen ihr Spiel,
Die *Hammerklavier-Sonate*,
Er *Opus Einhundertelf*,
Dir nur Schauer der Schmerzen,
Tränenflut in die Nacht:
Was für ein Leidensmann
Bist du damals gewesen,
Jung, so jung, vom Entsetzen
So ekstatisch verklärt!

Heute noch bricht es hervor,
Wenn dich, Jahrzehnte danach,
Diese Musik jäh überrascht.

(2001)

66 Forts.

X x X x X xx X
 X xx X xx X
 X x X
 X xx X x X
 X xx X x X
 X xx X
 X x X xx X
 X xx X xx X x X
 X x X xx X
 X xx X xx X X

 X xx X x X
 X xx X xx X X
 X x X
 X xx X xx X x X
 x X xx X x X
 X x X x X xx X
 X xx X xx X X
 X xx X x X X
 X x X xx X
 X xx X
 X x X xx X
 x X xx X x X X
 X xx X xx X
 X x X xx X X
 X x X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X

 X xx X xx X
 X xx X xx X
 X xx X X xx X

Dank eines verdienstvollen Mäzenatentums hat das schon damals hoch renommierte AMADEUS-Quartett mit den Herren Norbert **Brainin** (1. Violine), Siegmund Nissel (2. Violine), Peter Schidloff (Viola) und Martin **Lovett** (Violoncello) in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts wiederholt das Provinznest Osnabrück mit glanzvollen Darbietungen insbesondere der **späten Streichquartette** Ludwig van **Beethovens** beglückt. – **Elly Ney**, sozusagen die Heroine der Beethoven-schen Klaviermusik, begeisterte damals, bereits hochbetagt, in einer zum Konzertsaal umgewidmeten Schul-Aula vor allem mit Beethovens **Hammerklavier-Sonate**. – **Er** (der Pianist Wilhelm **Kempff**, der in jenen Jahren gleichfalls wiederholt mit Beethoven-Recitals in Osnabrück aufgetreten ist) **Opus Einhundertelf**. Es hat sich ja nun einmal so eingebürgert, dass alle Welt (nur die deutschsprachige ist hier gemeint) die Werkbezeichnung eines klassischen Musikstückes so ausspricht, als hieße das Wort „Opus“. Einem Altphilologen ist das natürlich ein Graus; denn dieses lateinische Wort besteht ganz eindeutig aus zwei kurzen Silben; und so muss es auch hier gelesen bzw. gesprochen werden.

Im Übrigen: Dieses und das folgende Gedicht, beide thematisch verwandt, haben – wie leicht ersichtlich – den gleichen formalen Aufbau.

Schrecken, die der Abgrund gebar,
 Du ohne Ausweg und Flucht,
 Angst-gebannt,
 Was denn an Glücksverzicht,
 Abschied ins Sterben noch
 Sonst dir verhängt –
 Ach, wie hat dieses Ich
 Tastend sich sicheren Grund ersehnt,
 Sich bewahren gewollt
 Gegen den Machtspruch des Abgrunds.

Wie liegt das weit zurück.
 Sichersten Grund hast du nun, wo
 Nichts mehr ist,
 Wo auch kein Boden mehr bersten kann,
 Weil nirgends mehr Boden ist.
Du der Angst, den Schrecken entrückt,
 Tief in den Frieden des Herzens,
 Hallend wie Glockenklang, tief
 Eingesenkt, und sie hebt
Dich mit sich fort,
 Himmelswoge aus Nichts,
 Als warteten »Buddha-Welten«,
 Wie sie das Sûtra entrollt,
 Hokekyô – mit sich fort ins
 Glanz-All hinter dem Schmerz-
 Schleier, der früher war:
 Glück, viel heller als das du
 Einst in Tagen der Jugend
 Dir vergeblich erträumt.

Nur so, weil *du* dir entsagt,
 Bist du dem Licht einverleibt,
 Gehst deinen Weg, leichthin dein Schritt.

(2001)

67 Forts.

X x X x X xx X
X xx X xx X
X x X
X xx X x X
X xx X x X
X xx X
X x X xx X
X xx X xx X x X
X x X xx X
X xx X xx X X

X xx X x X
X xx X xx X X
X x X
X xx X xx X x X
x X xx X x X
X x X x X xx X
X xx X xx X X
X xx X x X X
X x X xx X
X xx X
X x X xx X
x X xx X x X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X x X xx X
X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X

X xx X xx X
X xx X xx X
X xx X X xx X

Hokekyō ist der japanische Name für das Lotus-*Sūtra*, in dem ein Panorama unendlich vieler »*Buddha-Welten*« entworfen wird, die bis ins Grenzenlose reichen und sich gleichwohl dem Blick des Lesers bzw. Hörers vollständig und bis in alle Einzelheiten darbieten sollen.

»Nicht-Sein ist nicht« -
Anders, als es Parmenides
Sich gedacht, dass vom Nicht-Sein uns
Nichtmal zu reden erlaubt -
Uns gilt es gar
Als der Grund aller Dinge,
Auch unsre „Buddha-Natur“,
So genannt, dieser „wahre Leib“,
Darin wir ohne Selbst zwar,
Unverwundbar indes und allem
Sterben enthoben sind.

»Nicht-Sein ist nicht« -
Deins auch, wenn du im „Großen Tod“,
Gar im leiblichen ausgelöscht,
Lässt nichtmal Nicht-Geist zurück:
Nichts bleibt dir noch,
Kein Gefühl, auch kein Jubel -
Jubel fühlt nur das, was ist:
Du im Leib deines Hierseins, Leib
Täglicher Auferstehung,
Du auch, ohne von dir zu wissen,
All in der Welten Leib.

(1996)

68 Forts.

X x x X
 X x X x x X x X
 X x X x x X x X
 X x x X x x X
 X x x X
 X x X x x X X
 X x x X x x X
 X x X x x X x X
 X x x X x X X
 X x X x x X x X X
 X x x X x X

X x x X
 X x X x x X x X
 X x X x x X x X
 X x x X x x X
 X x x X
 X x X x x X X
 X x x X x x X
 X x X x x X x X
 X x x X x X X
 X x X x x X x X X
 X x x X x X

Der griechische Philosoph **Parmenides** glaubte, mit seinem Satz »**Nicht-Sein ist nicht**« ein für allemal klargestellt zu haben, dass es ein Nicht-Sein nicht gibt und folglich auch sowohl über ein Nicht-Sein pur wie über alle Vorgänge, die ein Nicht-(mehr-)sein bzw. (Noch-)nicht-sein einschließen, keine realitätshaltigen Aussagen möglich sind. Im Übrigen habe ich in der ersten Strophe buddhistisches und daoistisches Gedankengut vermenget, wie das ja im Chan/Zen immer schon geschehen ist: Im Buddhismus heißt das Nicht-Sein „Leere“ (Shūnyatā). Diese Leere ist die „**Buddha-Natur**“ aller Dinge, das wahre Wesen eines jeden einzelnen von uns wie auch eines jeden Dinges in der Welt der Phänomene – als Dharmakāya stellt sie zugleich unseren „**wahren Leib**“ dar, diejenige Existenzform, in der wir als Nicht-Ich, Nicht-Selbst oder Nicht-Geist allem Wandel, allem Werden und Vergehen entrückt sind. Im Daoismus heißt das Nicht-Sein „Wu“ (als Gegenbegriff zum „You“, dem Sein). So findet sich bei Lao-zi die Formulierung: „Die Zehntausend Dinge entstammen dem Sein, das Sein entstammt dem Nicht-Sein“ (Dao-De-Jing Text 41), womit das Nicht-Sein oder Nichts zum Ursprung aller Dinge erklärt wird. Darüberhinaus spricht Lao-zi davon, dass wir im Zustand des „Nicht-Selbst“ – gemeint ist der Zustand des Nichts – von „keinem Nashorn, keinem Tiger, keinem noch so scharfen Schwert“ verwundet werden können, und dass wir uns mit diesem unversehrbaren Leib am „Ort des Nicht-Sterbens“ befinden.

Im Leeren, so sagt das Sûtra,
Gibt es die Sinne nicht,
Kein Gefühl, kein Bewusstsein,
Also auch Freude, auch Liebe nicht,
Keine Güte, die andern
Dich zu schenken dich drängt.
Einverstanden, so ist es.
Doch aus der Leere entsteigen,
Ebenso zweifelsfrei,
Dir in dein Leben, dein all-
Tägliches Tun,
Entsteigen Worte des Jubels,
Entsteigen Liebe und Güte,
Für andere da zu sein,
Ohne Erwartung du
Von Gegengabe, von Dank.

Und wie es das Sûtra fordert,
Tauchst du ins Leere ein,
Legst den Leib ab, die Sinne,
Denken und deiner bewusst zu sein.
So verwandelt in Leerheit –
Doch verharrst du so nicht.
Trittst hinaus in den Tag, die
Schönheit der Welt überfällt dich,
Schlägt in dich ein: ein Blitz,
Der unter Asche die Glut
Zündet und sprengt.
So scheint sie auf im Erstrahlen
Der Dinge: Dein ist die Glut, die
Der Welt unterliegt. Du weißt:
Schönheit ringsum ist nichts
Als deine Epiphanie.

(2000)

69 Forts.

x X xx X x X X
X xx X x X
X x X xx X X
X xx X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X xx X x X
X xx X xx X
X xx X
x X x X xx X X
x X x X xx X X
x X xx X x X
X xx X x X
x X x X xx X

x X xx X x X X
X xx X x X
X x X xx X X
X xx X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X xx X x X
X xx X xx X
X xx X
x X x X xx X X
x X x X xx X X
x X xx X x X
X xx X x X
x X x X xx X

Wieder einmal wird hier das **Sûtra vom Herzen der Einsicht** zitiert, und zwar mit seiner Aussage: „Und deshalb gibt es in der Leere weder Körper noch Empfindung, Denken, Handeln und Bewusstsein ...“

Hände wie Ebenen weit,
 Trägst du den Wind und die Kerzen,
 Steiles Kastanienblüh'n.
 Wolkengesänge – dein Ohr
 Sät sie ins Licht,
 Saat eines Glücks, das allem
 Sehnen den Grund entzieht:
 Noch in den Blütenschauern
 Schwebt keine Wehmut auf –
 Teppich aus frühem Vergeh'n,
 Rötlich und weiß und sanft,
 Wie er gar Schmerz dir verwehrt!

Stille rings, ganz ohne Wunsch.
 Noch so vergänglich die Welten –
 Hätten sie je vermisst,
 Weniger flüchtig zu sein?
 Weniger – wie? –
 Flüchtig auch du? Du lebst doch
 Weiter, »for ever young«,
 Neu jedes Mal, wenn neue
 Welten entsteh'n, und hast
 Jubel und Fülle daran,
 Jeder noch dies zu sein:
 Fülle und Jubel aus Licht!

(1997)

X xx X xx X
 X xx X xx X X
 X xx X x X
 X xx X xx X
 X xx X
 X xx X x X X
 X xx X x X
 X xx X x X X
 X xx X x X
 X xx X xx X
 X xx X x X
 X xx X xx X

X xx X xx X
 X xx X xx X X
 X xx X x X
 X xx X xx X
 X xx X
 X xx X x X X
 X xx X x X
 X xx X x X X
 X xx X x X
 X xx X xx X
 X xx X x X
 X xx X xx X

Das obige Gedicht verdankt sich den **blühenden Kastanien**-Bäumen am Branitzer Platz, Berlin, einem von Kastanien umstandenen Rondell in einer ruhigen Wohngegend im Stadtteil Westend.

Dich erhoben hast du
 Über Leben und Tod:
 Niemals sterben zu müssen, ja,
 Uralter Märchentraum.
 Doch auch: nicht
 Leben zu müssen, um –
 Randvoll gesättigt zu sein!
 „Du brauchst nicht zu leben!“ –
 Was für ein Satz!
 Erdbeben gleich,
 Jäh stürzen die Mauern ein,
 Ist kein Gefängnis und
 Kein Gemäuer aus Welt mehr!
 „Du brauchst nicht zu leben!“ –
 Jubel bricht auf
 Bei solchem Fanfarenstoß,
 Jubelnder noch
 Als der Posaunen-Sieg
 Einstmals vor Jericho.
 „Nicht leben zu müssen!“ –
 Tränenstürze
 Fluten die Brust dir,
 Freude, Meer-weit,
 Schwemmt dich hinaus,
 Fort in ein Glück ohne dich.

Freude, die weiter besteht,
 Auch wenn es dich
 Nicht mehr gibt: Wie
 Werden die Welten
 Nach dir – jubelnd,
 Wie! – singen zu sein! Wie
 Schwelbrand, so breitet sich,
 Unter dem Grundlosen,
 Unter dem Tod
 Einst auch deines Leibes hin,
 Freudenglut aus,
 Von hier, unaufhaltsam,
 Anfangslos, aus der Hülle
 Deiner Vergänglichkeit:
 Neu-Welten entgegen, von
 Schwelbrand zu Glut
 Offen entfacht,
 Zum Jubel des Da-Seins:
 Schon dass sie sind, ist Gesang,
 Darin du auferstehst.
 So fremd auch,

So unerreichbar fern
 Sie dir sind, hier im Leibes-Ich –
Dir entspringt, was an Glück
 Sie begeh'n, statt deiner.

(Für Heinz M. – 1997)

```

X x X x X X
X x X x x X
X x X x x X x X
  X x x X x X
x X X
  X x x X x X
  X x x X x x X
x X x x X X
  X x x X
  X x x X
X X x x X x X
  X x x X x X
X x X x x X X
x X x x X X
  X x x X
  X X x x X x X
  X x x X
  X x x X x X
  X x x X x X
  X X x x X X
X x X X
  X x x X X
X x X X
  X x x X
  X x x X x x X
  X x x X x X
  X x x X x X
  X x x X
  X X x x X x X
  X x x X
  x X x x X X
X x X x x X X
  X x x X x X
  X X x x X x X
  X x x X
  X x x X
x X x x X X
  X x x X x x X
  X x x X x X
x X X
  X x x X x X
X x X x x X x X
X x X x x X
X x X x X X
  
```

Auch dieses Gedicht weist eine Spiegelung auf, abermals eine einfache: sozusagen nur um die X-Achse – vgl. die Anmerkungen zu den Gedichten 4 und 65.

»Jenseits von Leben und Tod« –
 Einst bedeutete das,
 Frei zu sein
 Wie vom abermaligen Sterben
 So von neuer Geburt.
 Das als Glück zu empfinden
 Gilt freilich nur,
 Wenn zu leben ein Schrecknis ist,
 Durch Wiederholung des Todes
 Schlimmer als ohnehin schon.
 Wie aber, wenn
 Leben dir teuer ist –
 Wäre dann nicht
 Wiedergeboren zu werden
 Ein noch größeres Glück?
 Wie auch, wenn
 Nur dieses eine
 Leben zu haben
 Eben das Schrecknis wär’?
 Welchen Sinn
 Machte es dann,
 Nicht nur nicht mehr zu sterben –
 Das wäre wunderbar –
 Nein, auch vom Leben noch frei zu sein?

»Jenseits von Leben und Tod« –
 Warum sollte dir nicht
 Diesem Satz
 Neuen, unvermuteten Sinn kühn
 Einzuhauchen erlaubt
 Sein? Zumal, was dich treibt, nicht
 Übermut ist –
 Ernsthaft du und Erfahrung, die
 Gar keine andere Wahl lässt:
 »Jenseits von Leben und Tod«,
 Das ist für dich:
 Nichts, auch das Leben nicht,
 Leerheitsgewohnt,
 Nötig zu haben, so sehr du
 Deines täglich genießt.
 Auch »der Tod
 Geht dich nichts an«. Zwar
 Ist, unbestritten,
 Dieser dein Leib, dein Ich
 Todgeweiht.
 Das aber trifft
Dich doch nicht, der du längst schon

Heimgekehrt bist ins Nichts,
»Mutter« der Welten zum Aufersteh'n.

(1999)

 X x x X x x X
 X x X x x X
 X x X
X x X x X x x X X
 X x X x x X
 X x X x x X X
 X x x X
 X x X x x X x X
 X x x X x x X X
 X x x X x x X
 X x x X
 X x x X x X
 X x x X
 X x x X x x X X
X x X x x X
X x X
 X x x X X
 X x x X X
 X x x X x X
X x X
 X x x X
X x X x x X X
 X x x X x X
 X x x X x x X X

 X x x X x x X
 X x X x x X
 X x X
X x X x X x x X X
 X x X x x X
 X x X x x X X
 X x x X
 X x X x x X x X
 X x x X x x X X
 X x x X x x X
 X x x X
 X x x X x X
 X x x X
 X x x X x x X X
X x X x x X
X x X
 X x x X X
 X x x X X
 X x x X x X
X x X
 X x x X
X x X x x X X
 X x x X x X
 X x x X x x X X

Epikur, der (alt)griechische Weise, hat das nachgerade klassische Argument formuliert: „Wenn wir sind, ist der Tod nicht; wenn der Tod ist, sind wir nicht; also **geht der Tod uns nichts an!**“ Und Lao-zi, dem großen Weisen aus dem alten China, wird die folgende Aussage über das DAO zugeschrieben: „Unter dem Himmel die zehntausend Dinge entspringen dem Sein, das Sein entspringt dem Nichts/Nicht-Sein.“ Demgemäß gilt ihm das DAO auch als die »**Mutter**« der Zehntausend Dinge. – Im Übrigen ist dieses Gedicht – wie leicht ersichtlich – ein Kommentar zum vorausgegangenen Gedicht 71.

Nicht erst am Rand der Welt
Geh'n die Dinge ins Nichts.
Hier bereits,
Hier, wo der dunkle Wind
Sich in den Buchen fängt,
Talgrundtief,
Schwer von rauschendem Grün –
Hier schon tritt es hervor,
Feiert dir all seinen Glanz,
So, als wär's zum Beweis,
Keins zu sein, das verschlingt:
Schöpfungs-Nichts,
Taghelles Feuerwerk,
Eines zu Welten wie
Luftschiffe stolz im Abendlicht.

Einst, du warst Achtzehn alt,
Hat dich Schwermut gehetzt,
Hier zumal,
Fremdwärts ins Ferne hin,
Länder des Untergangs,
Abgrundnah,
Flüchtig du vor dem Nichts:
Schmerz-erwählt und gewiss,
Todgeweiht, Opfer zu sein,
Fahl-umkränzt deine Stirn,
Gingst du hin, nur der Nacht
Zugewandt,
Hungrig nach Lebenszeit,
Leicht vor Verzicht der Gang –
So tat das Nichts, das damals war.

(1997)

73 Forts.

X x x X x X
X x X x x X
X x X
 X x x X x X
 X x x X x X
X x X
X x X x x X
X x X x x X
X x X X x x X
X x X x x X
X x X
 X x x X x X
 X x x X x X
 X x x X x X x X

 X x x X x X
X x X x x X
X x X
 X x x X x X
 X x x X x X
X x X
X x X x x X
X x X x x X
X x X X x x X
X x X x x X
X x X
 X x x X x X
 X x x X x X
 X x x X x X x X

Der obige Text spielt auf die Landschaft rund um den Hohenstein im Weserbergland an, nordöstlich von Hameln. Dort unterhält die Sektion Hameln des Deutschen Alpenvereins seit den 50iger Jahren eine Hütte für den Kletternachwuchs Norddeutschlands – der Verfasser hat diese Hütte oftmals als Ausgangspunkt seiner Wanderungen genutzt.

Sieh, wie doch der Kreis sich schließt:
 Was du in den Tagen der Jugend
 Sehnsüchtig erstrebt,
 Plötzlich fällt es dir zu, nach
 Vielen Jahrzehnten des Umwegs,
 Ja, der Abwege auch,
 Da es längst dir aus den Augen geraten,
 Da du geglaubt, du habest
 Solch törichten Jugendtraum
 Abgetan,
 Einer für immer verlorenen
 Vorzeit ins Grab beigelegt.
 Und reichlicher fällt es dir zu, und
 Mehr an Erfüllung,
 Als du es je damals zu hoffen gewagt.

Gott-los - doch den Dingen ins
 Herz hast du gewollt. Und vor leeren
 Himmeln - nur dein Schrei,
 Ungehört, der nach Heimat.
 Aufschwünge gab es, heroisch-
 Rauschhaft, über die Angst
 Vor dem Nichts jubelnd Triumphe zu feiern.
 Mehr blieb versagt und Mystik
 Wie fernes Gestirn. Erst seit -
 Unverhofft -
 Zen dich berührt wie mit Zauberhand,
 Fällt alle Not von dir ab -
 Nicht länger ins Elend verbannt, ins
 Einsame Ich, lebst
Du aus dem Grund, leben die Dinge aus dir.

(1996)

X X xx X x X
 X X xx X xx X X
 X X xx X
 X x X xx X X
 X xx X xx X X
 X x X xx X
 X x X X xx X xx X X
 X xx X x X X
 X X xx X x X
 X x X
 X xx X xx X x X
 X xx X xx X
 X X xx X xx X X
 X xx X X
 X xx X X xx X X

(und dasselbe noch einmal)

Aufbruch hast du
Jeden Tag neu,
Als wär' es ins Unbekannte -
Und ist doch lang' schon vertraut,
Das Wunschland der Freude.

Hinterrücks
Geht sie dich an,
Geht wie ein Wind, der
Riesige Segel spannt,
Wolkenweiß, wolkenhoch.
Und - sie verwandelt dich
Wie zu Wellen aus Licht,
Darin die Stunden stehn,
Unverloren, Regina,
Einstigen Glücks -
Damals, waren wir uns
Ihrer gehörig bewusst?

Jetzt in der Freude
Leben sie auf,
Endlich sind sie sie ganz,
Leben die Toten auch,
Deine wie meine,
Glücklich vielleicht,
Glücklicher gar,
Als sie's, da sie noch waren,
Jemals staunend verspürt -
Freude aus reinem Licht,
Du auch, anderes sonst,
Anderes bist du nicht.

(Für Regina K. - 2001)

75 Forts.

X x X X
 X xx X
 x X xx X x X X
x X x X xx X
 x X xx X X

X x X
 X xx X
 X xx X X
 X xx X x X
X x X xx X
 X xx X x X
X x X xx X X
 X xx X
X x X xx X
 X xx X xx X

X xx X X
 X xx X
X x X xx X
 X xx X x X
 X xx X X
 X xx X
 X xx X
X x X xx X X
X x X xx X
 X xx X x X
X x X xx X
 X xx X x X

Wie schon bei den Gedichten 66 und 67 haben auch hier wieder zwei aufeinander folgende Texte den gleichen rhythmisch-formalen Aufbau.

Liebe spannt dich
Himmelweit aus,
So fern sie dir sind, die Lieben,
Ob fern an Ort, ob an Zeit,
Dein Himmel umsingt sie.

Leer von dir,
Leer auch von Welt,
Ruft dich Verwandlung:
Liebe aus keinem Grund
Strömt den Dingen ins Herz,
Lässt sie ins Licht erblüh'n,
Deine wohl, und du hast
Freude daran, so schwer
Rauscht das Licht in den Bäumen.
Uferlos weit
Spielt das Glück, das sie schenkt,
Liebe, die nichts für sich will.

Nie war, Regina,
Dies unser Weg:
Unbeachtet von uns
Damals der Park – zu spät.
Unwiderruflich
Vieles versäumt,
Scheitern und Schmerz
Hat uns reichlich betroffen.
Noch für immer entzweit –
Liebe hat doch leichthin,
Wem sie gilt, nahebei,
Lächelnd vereint zu Licht.

(Für Regina K. – 2001)

76 Forts.

 X x X X
 X x x X
 x X x x X x X X
x X x X x x X
 x X x x X X

X x X
 X x x X
 X x x X X
 X x x X x X
X x X x x X
 X x x X x X
X x X x x X
 X x x X x X
X x X x x X
 X x x X x x X

 X x x X X
 X x x X
X x X x x X
 X x x X x X
 X x x X X
 X x x X
 X x x X
X x X x x X X
X x X x x X
 X x x X x X
X x X x x X
 X x x X x X

Mit dem **Park** ist – wie im Gedicht 32 – der englische Landschaftsgarten am Schloss Glienicke gemeint, der in die östliche Uferböschung der Havel nahe Potsdam übergeht. Ein vielbegangener Uferweg führt zur „Moorhütte“ und zur „Pfaueninsel“.

Nicht das ist es nur,
 Dass dir, so glücksgesättigt,
 Sterben ein Leichtes ist –
 Nein, eine Seligkeit,
 Nie gekostet zuvor,
 Tritt jäh dir ins Herz:
 Einzugeh'n,
 Du, ins lautlose Singen
 Ungeborener Welten,
 Lautlos, leiblos auch du:
 Nicht zu sein – wie
 Unauslotbar
 Dieses Geheimnis!

Nicht Überdross lockt,
 Der zu verlöschen schmackhaft
 Machte, als Leidensflucht –
 Das gilt schon längst nicht mehr!
 Auch Erschrecken ist keins,
 Kein Aufschrei der Angst,
 So als wär'
 Nicht zu sein dir ein Fremdes,
 Drohung bitt'rer als Schmerz – Nein,
 Dieses Nicht-Sein, das du
 In dir hütetest –
 Glück verbürgt es,
 Tod-überdauernd.

(1998)

X X xx X
 X xx X x X X
 X xx X x X
 X xx X x X
 X x X xx X
 X X xx X
 X x X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X
 X x X X
 X x X X
 X xx X X

 X X xx X
 X xx X x X X
 X xx X x X
 X xx X x X
 X x X xx X
 X X xx X
 X x X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X
 X x X X
 X x X X
 X xx X X

Wieder dies herbstliche Aufersteh'n
 Großmächtiger Farben.
 So kühl auch das Laub sich gibt
 Hier seinen Todestagen,
Dir drängt andres entgegen,
 Jenseits der hauch-
 Zarten Haut seines Sterbens –
 Weiten dehnen sich dort,
 Ebenen anderer Reiche,
 „Verwandlung“ heißt eines –
 Sie, die dich fortträgt-
 „Gelassene Lust zu sein“,
 „Kraft aus keinem Woher“,
 Noch so viel weitere sind's –
 Du trittst in sie ein,
 Aufgenommen und ganz
 Umfängen-erfüllt,
 Kehrst du zurück
 Ins Licht eines Herbstes, der
 Abschied und Trauer nicht kennt,
 Nur das Feuer der Farben –
 »**FEUER! FEUER!**« Pascals,
 Feuer sich wölbender Räume:
 Du weißt doch, so zeigt dir Sterben,
 Das im Herbstlaub und deines,
 Was es vermag.

Diesmal fast blendend vor Gelb der Wald
 Noch Mitte November!
 Was soll diese Lebenslust,
 Die sich dir schenkt, woraus denn?
 Ach, sie hat keinen Grund und
 Ist zu nichts da –
 Wie auch? – als dass sie ist. Doch
 Lebenslust hat auch dies:
 Wenn auch in gar nichts gegründet,
 So ist sie sehr wohl dir
 Zu etwas gut – ja,
 Das schon – aber ungewollt:
 Andren Gutes zu tun!
 Was denn, was sonst sollte sein,
 Wenn Freude dich füllt,
 Raum nicht lässt, nicht für Neid,
 Für Missgunst noch was
 Sonst dich betrügt
 Ums reine Gelingen, ums
 Glück ohne schalen Geschmack –

Lebenslust, die nicht fragt, nicht
Sucht – nach Sinn, nach Wozu,
Einfach nur ist, wie das Rot rings
So sacht, dass es kaum das Glühen
Dunkler färbt, sich vermischt ins
Flammende Gelb.

(1999)

```

      X x x X x x X x X
    X X x x X X
  x X x x X x X
    X x x X x X X
X x X x x X X
    X x x X
X x X x x X X
X x X x x X
    X x x X x x X X
  x X x x X X
    X x x X X
  x X x x X x X
X x X x x X
    X x x X x x X
  x X x x X
X x X x x X
  x X x x X
    X x x X
  x X x x X x X
    X x x X x x X
X x X x x X X
X x X x x X
    X x x X x x X X
  x X x x X x X X
X x X x x X X
    X x x X

```

(und dasselbe noch einmal)

Nach **Pascals** Tod am 19.8.1662 fand man, in eines seiner Kleidungsstücke eingenäht, einen ‚MEMORIAL‘ überschriebenen Zettel, aus dessen in Pascals Handschrift abgefassten Eintragungen folgendes zitiert sei:

Jahr der Gnade 1654 / Montag, 23. November, Tag des heiligen Clemenz... / Seit ungefähr abends zehneinhalb bis ungefähr eine halbe Stunde nach Mitternacht: / »**FEUER**« / „Gott Abrahams, Gott Isaaks, Gott Jakobs“, / nicht der Philosophen und Gelehrten. / Gewissheit, Gewissheit, Empfinden, Freude, Friede. / ... / „Gerechter Vater, die Welt kennt dich nicht, aber ich kenne dich.“ / Freude, Freude, Freude und Tränen der Freude.

Acht Jahre also hat Pascal diesen Zettel Tag für Tag bei sich getragen, um diese Stunden der Gnade nicht zu vergessen.

»Mitten im Leben, ach,
 Sind wir vom Tod umfassen!« –
 Das ist kein Schreckenswort,
 Beileibe nicht,
 Das ist ein Freudenruf,
 Dem, der sich selbst –
 Eckhart gemäß
 Und Lao-zi –
 Leichthin zu lassen weiß.
 Besseres denn als dies
 Kann ihm so garnicht
 Je widerfahren.
 »Schwebend sein Gang«,
 Und keineswegs
 Der eines »Ritters der Resignation«,
 Einer »unendlichen« gar.
 Sören, so glaub' es mir doch:
 Vielmehr genießt er das Sonnenlicht
 Leibestief,
 Reißt ihn das Glück
 Des Seienden
 Mit hinaus:
 Augen und Mund umspielt
 Ihm das Lächeln der »Soheit«:
 „So, wie es ist, ist es nichts!“

Das gilt, nur das, und nicht:
 »Wenn wir in Todesnöten« –
 Schrein oder sonst ein Ding.
 Auch du hast einst
 Wohl diesen Satz gekannt,
 Falsch wie er ist,
 Der dir den Schreck
 Bis tief ins Mark
 Einjagen soll, umsonst:
 Dass es Nichts ist mit uns,
 Anderem auch nicht,
 Eben das macht dich
 Frei für noch mehr:
 Das Abendlicht
 Etwa, und ohne noch Schwermut zu sein,
 Glück ohne Angst, ohne Not,
 Wenn auch vergänglich, doch du –
 Bist seinem Sterben mit deinem noch
 Stets voraus,
 Trittst allemal
 Schon hier und jetzt

Neu hervor,
 Nicht erst in Welten, die
 Anderswo erst entsteh'n. Hier
 Hast du dein Glück, das du fühlst.

(1999)

X x x X x X
 X x x X x X X
 X x x X x X
 x X x X
 X x x X x X
 X x x X
 X x x X
 x X x X
 X x x X x X
 X x x X x X
 X x x X X
 X x x X X
 X x x X
 x X x X
 X x x X x x X x x X
 X x x X x x X
 X x x X x x X
 X x x X x x X x X
 X x X
 X x x X
 x X x X
 X x X
 X x x X x X
 X x X x x X X
 X x x X x x X

(und dasselbe noch einmal)

Meister **Eckhart** und **Lao-zi** stimmen darin überein, dass sie ein umfassendes Loslassen als Voraussetzung für ein wahrhaft gelungenes Leben lehren: Meister Eckhart spricht von „Gelassenheit“ in ebendem Sinne, dass wir alles lassen müssen, um der Fülle teilhaftig werden zu können; und Lao-zi spricht explizit davon, dass es vor allem anderen darauf ankomme, unser Selbst aufzugeben.

Der »**Ritter der unendlichen Resignation**« verweist auf **Sören** Kierkegaard, der in seiner kleinen Schrift *Furcht und Zittern* gleichfalls von einem »**schwebenden Gang**« zu berichten weiß; aber das ist der Gang desjenigen, der in unendlicher Resignation auf alles irdische Glück ein für allemal verzichtet hat und diesen Verzicht bei jeder unwillkürlichen Anwendung von Lebensfreude wiederholt.

Dass es Nichts ist mit uns – die Großschreibung des Wortes Nichts sollte nicht als irrtümlich in den Text hineingeraten missverstanden werden. Zwar hat der Satz in der Tat den Rhythmus und Sinn von „**dass** es nichts **ist** mit uns“; aber es steckt in dieser bewusst doppeldeutigen Schreibweise auch noch ein Zweites darin: dass es mit uns eben Nichts ist, will sagen, dass wir in Wahrheit mit dem Nichts identisch sind.

Du, zumal in der Freude
 Fühlst du dich allem vereint.
 Freude, die aus dir wächst,
 Hinein in das Wachsen der Dinge.
 Nicht dass die Blüten dir
 Freude, die ihre, dir schenkten.
Du bist der Grund, dem ihre
 Freude staunend entspringt,
 Du Quell, der zu Blüten aufsteigt.

Sommer hast du und Herbst auch,
 Mondlicht am Rande der Nacht.
 Nicht stürzt die Schönheit dir
 Von draußen ins Herz, ins verzückte;
Du gibst den Glanz, das Glück
 Hin an die Wolkengebirge,
 Gibst an die Welt den Reichtum,
Deinen Leerheitsgewinn.
 Du selbst gibst das Glück, sonst ist keins.

(2000)

X x X xx X X
 X xx X xx X
 X xx X x X
 x X xx X xx X X
 X xx X x X
 X xx X xx X X
 X xx X x X X
 X x X xx X
 x X xx X x X X

X x X xx X X
 X xx X xx X
 X xx X x X
 x X xx X xx X X
 X xx X x X
 X xx X xx X X
 X xx X x X X
 X x X xx X
 x X xx X x X X

Lass alles los,
Auch noch den letzten Gedanken,
Auch noch das letzte Wort.
Warte auf das Geheimnis,
Das sich an dir vollzieht.
Lass auch das Warten noch los.
Dann tritt wie sacht in dich ein,
Was einst von kundigen Meistern
Der „Große Tod“ genannt,
»Glieder-lösend« auch er,
Sanft seine all-löschende Hand
Dir auf den Augenlidern.

Und plötzlich regt
Sich, während *du* dir entschwindest,
Weltlose Ungestalt:
Weiten kommen ins Fließen,
Strömen dir meergleich zu,
Einwärts nur scheintoter Haut,
Jetzt kaum noch Hülle – um Licht.
Was so dich weitet – und gibt dich
An Mensch und Welt zurück,
Dich, die Augen voll Glanz –
Macht wie ein Kind, macht dich so recht
Fröhlich und ausgelassen.

(Für Jana – 2000)

81 Forts.

```

x X x X
  X xx X xx X X
    X xx X x X
  X x X xx X X
    X xx X x X
      X xx X xx X
x X x X xx X
x X x X xx X X
x X x X x X
  X x X xx X
    X xx X X xx X
      X xx X x X X

x X x X
  X xx X xx X X
    X xx X x X
  X x X xx X X
    X xx X x X
      X xx X xx X
x X x X xx X
x X x X xx X X
x X x X x X
  X x X xx X
    X xx X X xx X
      X xx X x X X

```

Dass es im obenstehenden Gedicht vom „*Großen Tod*“ heißt: »*Glieder-lösend*« auch er, will als Anspielung auf das altgriechische Epos verstanden sein; dort ist es der Gott Eros, der Mensch und Tier zur geschlechtlichen Vereinigung treibt und von dem – mit heidnischer Offenheit – gesagt wird, dass er uns im Liebesspiel „die Glieder löse“; ja er heißt geradezu „der *Glieder-lösende* Eros“!

Die *weltlose Ungestalt* ist nichts anderes als Lin-ji's »*wahrer Mensch ohne Rang*«. Beides zielt auf dasselbe: auf das, was wir im Grunde sind, auf unsere „*Buddha-*“ oder „*Selbst-Natur*“, von der Hakuin schlicht und ergreifend eingesteht, dass sie gar keine *Selbst-Natur* ist, sondern – nichts. Auch der »*wahre Mensch*« des Lin-ji besitzt keineswegs Menschen-gestalt; und dass er »*ohne Rang*« ist, besagt, dass er außerhalb aller gesellschaftlichen, ja kosmischen Ordnung steht, mithin keinen wie immer gearteten, auf jeden Fall aber fest umschriebenen Platz im Weltgefüge einnimmt. Er ist jenseits davon und frei.

»Auch die Flüsse und Berge
Lehren den Dharma« -
Wie, die Stadt-Welten auch?
Nimm das Beispiel Berlin:
Aufgemotzt,
Tun sie sich wichtig,
Bauten, so schlimm wie sie neu sind,
Fast ein Verbrechen, durchaus.
Aber die Brachen,
Unerschöpfliche Spuren
Alten und jungen Verfalls,
Nicht wie blutende Wunden,
Eher der wahre Befund
Hinter dem Glanz, der sich Mut macht,
Prahlerisch,
Mut zu sich selbst -
Du aber lass den Wind,
Lass das Licht des Dezembers
Über die Brachen spielen,
Für ihre Freude bereit,
Dass es so ist, wie es ist:
Nimm das Schäßige heiter,
Nimm Zerstörung, Verfall
Als den anderen Glanz,
Den eines Spiegels,
Der das Antlitz der Welt
Jenseits von Werden und Sterben
Hier inmitten der Dinge, der
Ach so hin-
Fälligen, zeigt,
Lächelnd, gelassen, von keinem
Schmerz überschattet, klar.

(2002)

82 Forts.

X x X xx X X
X xx X X
X x X xx X
X x X xx X
X x X
X xx X X
X xx X xx X X
X xx X xx X
X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X xx X xx X
X xx X xx X X
X x X
X xx X
X xx X x X
X x X xx X X
X xx X x X X
X xx X xx X
X xx X xx X
X x X xx X X
X x X xx X
X x X xx X
X xx X X
X x X xx X
X xx X xx X X
X x X xx X x X
X x X
X xx X
X xx X xx X X
X xx X x X

In seinem *Shōbōgenzō* eröffnet Dōgen das Kapitel *Sansuigyō*, das *Sūtra der Berge und Flüsse* mit dem Satz: „Die Berge und Flüsse der Gegenwart sind die Verwirklichung der ewigen Worte Buddhas.“ Und insofern **lehren** auch die Berge und Flüsse den Buddha-**Dharma**.

Auch hier wieder weisen mit den Gedichten 82 und 83 zwei aufeinander folgende Texte den gleichen formalen Aufbau auf – so zuerst die Gedichte 66 und 67 und später noch einmal die Texte 75 und 76.

Welcher Dharma denn ist das,
Den dich der Winter
Lehrt, der Frühling, der Herbst,
Den im Sommer das Licht,
Wolken auch,
Lautlos dich lehren?
Machen sie nicht dich erschrecken
Ob ihrer Stummheit, die dich
Abweist, verneint? – Ach,
Eben das ist die Lehre,
Die in den Dingen sich zeigt:
Unbekümmert und sorglos,
So um sich selbst wie um dich,
Fraglos-gelassen nur eben
Da zu sein –
Kinder des Nichts,
Das sie nicht kennt noch sich,
Das sie gleichwohl entlässt ins
Licht, in den Glanz der Dauer,
Sie in den Schoß seiner Mond-,
Seiner auch Stern-losen Nacht
Sanft sie wieder zurücknimmt.
Sei auch du einfach da,
Heiter, freudig durchaus,
Frei von Empörung
Über Abschied und Tod.
Das ist die wortlose Lehre,
Die der Welt innewohnt. Du weißt:
Dass sie sind,
Dinge und Welt.
Hat doch sowenig Bedeutung,
Wie dass sie nicht mehr sind.

(2003)

83 Forts.

X x X xx X X
X xx X X
X x X xx X
X x X xx X
X x X
X xx X X
X xx X xx X X
X xx X xx X
X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X xx X xx X
X xx X xx X X
X x X
X xx X
X xx X x X
X x X xx X X
X xx X x X X
X xx X xx X
X xx X xx X
X x X xx X X
X x X xx X
X x X xx X
X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X x X xx X x X
X x X
X xx X
X xx X xx X X
X xx X x X

Ach, diese Gnade des Nichts:
 Wieder und wieder aufs Neue
 Schickt es dich in das Leben zurück,
 In ein Leben aus Freude,
 Aber aus Güte auch.
 Gleichwohl ist keiner und keines,
 Das solches Leben dir schenkte,
 Der dich huldvoll beglückte,
 Weil er dir wohlgesinnt,
 Und dem du Dankbarkeit schuldest.

Dankbar doch bist du gleichwohl,
 Dankbar der Freude, dass sie dich
 Unbedürftig und leichtfüßig macht,
 Noch das Sterben zu tanzen,
 Buddhas – den eignen auch –
 Abschied ins Parinirvâna,
 Den allzu heftig beklagten.
 Dankbar du auch der Güte,
 Die dich so selbstlos lässt,
 Das Glück der andern zu fördern.

(2000)

X x x X x x X
 X x x X x x X X
 X x X x x X x x X
 X x X x x X X
 X x x X x X
 X x x X x x X X
 x X x X x x X X
 X x X x x X X
 X x x X x X
 x X x X x x X X

X x x X x x X
 X x x X x x X X
 X x X x x X x x X
 X x X x x X X
 X x x X x X
 X x x X x x X X
 x X x X x x X X
 X x X x x X X
 X x x X x X
 x X x X x x X X

»Es geht ein dunkle Wolk' herein« –
 Wie doch die Welt aus Leid und Tod
 Mit Dunkelheit sich überzieht!
 Wie schwarze Lasten aus Gewölk
 Sich senken himmelweit,
 Und kein Entrinnen möglich scheint!
 So steht's am »Südberg«, sagt Yun-men,
 Und das trotz Frühlingswind
 Und Sommerlicht –
 Ein Wolkendunkel, schwerer noch,
 Als Brueghel es den Hirten und
 Den Rindern in den Abend malt,
 Ein Grabtuch fast,
 Das Baum und Strauch entlaubt,
 So schmerzschwere Düsternis.

Und doch: Wie hohe Berge ihr
 Meist schneebedecktes Haupt noch aus
 Den Wolken heben, angestrahlt
 Von Licht, und wie einst Götter sich
 Auf Gipfeln, fern vom Leid
 Der Welt, des Glücks zu sein erfreut –
 So hast auch **Du** dein Glück, sogar
 Hier unten in der Zeit,
 Vom Glanz umhüllt,
 Der **Dich** – vom »Nordberg« steil herab,
 Wo Regen fällt, wo alles Leid
 Der Welt sich auflöst, Freude wird,
 Und Fruchtbarkeit –
 Zu neuem Leben dich
 Erweckt, aus Sternengrund und Tod.

(Für Jana – 2004)

85 Forts.

x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X
x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X
x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X

x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X
x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X x X x X
x X x X
x X x X
x X x X x X x X

Im Kōan 31 *Cong-rong-lu* erklärt **Yun-men**: „Am **Südberg** steigen Wolken auf, am **Nordberg** fällt Regen.“ – Und Pleter **Brueghel** der Ältere lässt auf seinem – dem Zyklus der *Vier Jahreszeiten* zugehörigen – Herbstbild *Die Heimkehr der Herde* über der rechten Bildhälfte eine drohend-düstere Wolkenwand aufziehen.

Wandle dich zum Gefäß,
 Hohlraum und ungefüllt,
 Das die Stimmen der Vögel,
 Die der Bäume, der Wolken
 Widerhallend beherbergt,
 Auch die Worte der Tiefe,
 Wie sie dem Bodenlosen
 Wieder und wieder entsteigen:
 Sei du die Pythia,
 Hüte die Stimmen der Welt.

Leer von eigenem Sinn,
 Der dich mit Wichtigem,
 Vorlaut Wichtigem anfüllt,
 Kannst du Stimmen vernehmen,
 Die sonst stumm für dich sind. So
 Ganz entleert – keine Armut
 Ist das, denn größer'n Reichtum
 Findest du nicht, als der Stimmen
 Echo, das ist, »von den
 Dingen erleuchtet« zu sein.

(2000)

X x X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X xx X x X X
 X xx X xx X X
 X xx X x X
 X xx X xx X

X x X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X X
 X xx X x X X
 X xx X xx X X
 X xx X x X
 X xx X xx X

Pythia hieß im alten Griechenland die Priesterin, die in Delphi, über dem „Nabel der Welt“ sitzend und von den dort aufsteigenden Dünsten in Trance versetzt, als Sprachrohr für die Worte des allsehenden, alles wissenden Gottes Apollon gedient hat. Ihre zumeist wirren Äußerungen wurden dann von Priestern für die Ratsuchenden in verständliche, wenn auch oft rätselartige Formulierungen umgewandelt.

Von Dôgen stammt die in Zen-Kreisen allbekannte Formel: „Sich selbst erkennen heißt, sich selbst vergessen; sich selbst vergessen heißt, **von den Dingen erleuchtet** zu sein.“

So von den Dingen so ganz,
 Bis in die letzten Winkel
 Leeren Raumes erfüllt zu sein,
 Dôgen, du alter Meister, du
 Weißt doch sehr wohl, dass dies,
 Dies durchaus nicht das Äußerste ist
 Dessen, was uns sich erschließt.
 Noch ein anderer Reichtum
 Wartet auf uns,
 Ein noch tieferes Glück,
 Wenn wir, nach innen und abwärts
 Unterwegs,
 Dorthin gelangen,
 Wo das Werden, das Sein –
 Auch das Vergehen, versteht sich –
 Das der Welten und deins, seinen Ausgang nimmt,
 Schon auf der Schwelle zum Nichts.

Das ist der Ort, der mit Glut,
Dich mit Gluten der Freude belädt, der Ort,
 Da du zu strömen beginnst, ins
 Uferlose hinaus,
 Urstrom der Freude,
 Eben die
 Allseits ins Seiende aufblüht.
Du, gestaltlos, und weißt
 Doch von dem Licht,
 Das die Dinge empfangen
 Nirgendwoher als aus dir,
 Dort am Ort deiner Freude. Und nicht
Du wirst beschenkt mit Glanz,
Du von den Dingen – *sie* sind's, die
 Nehmen, *du* bist der Gebende,
Du machst sie glanzerfüllt, *du*
 Lässt sie erleuchtete sein.

(2000)

87 Forts.

X x x X x x X
X x x X x X X
X x X x x X x X
X x x X x X x X
X x x X x X
X x X x x X x x X
X x x X x x X
X x X x x X X
X x x X
X x X x x X
X x x X x x X X
X x X
X x x X X
X x X x x X
X x x X x x X X
X x X x x X x x X x X
X x x X x x X
X x x X x x X
X x X x x X x X X
X x x X x x X
X x X x x X
X x X x x X X
X x X x x X x X
X x X x x X x X
X x X x x X X X
X x x X x x X

Abermals ein Gedicht mit einfacher Spiegelung: der um die X-Achse.

Buddha – hat er je getanzt,
 Damals?
Ich weiß es nicht. Doch hier
 Tanzt er, mit meinem Leib,
 Tanzt, nicht wie der »Mistral-Tänzer«
 Rauschhaft im Selbst-Genuss,
 Tanzt den Wohl laut der Schöpfung,
 Tanzt mein Leben, auch meins, hinein.

Kein lachender Übermut,
 Lauthals –
 Meine Geschmeidigkeit
 Tanzt aus dem Leerheitsleib,
 Tanzt sanft seinen Glanz, die Freude
 Liebender Heiligung,
 Tanzt den Warmstrom des Buddha,
 Tanzt den Dingen Glückseligkeit.

(1996)

X X xx X x X
 X X
 X xx X x X
 X xx X x X
 X X xx X x X X
 X xx X x X
 X x X xx X X
 X x X xx X x X

 X X xx X x X
 X X
 X xx X x X
 X xx X x X
 X X xx X x X X
 X xx X x X
 X x X xx X X
 X x X xx X x X

Friedrich Nietzsche beschließt den Anhang zu seiner *Fröhlichen Wissenschaft*, die *Lieder des Prinzen Vogelfrei*, mit einem Gedicht, das den Titel *An den Mistral. Ein Tanzlied* trägt. Diese Verse sind von einem geradezu **lauthals lachenden Übermut** erfüllt.

Damals, als dich zum ersten Mal
 Diese Musik angesprungen,
Opus Einhundertzehn,
Opus Einhundertelf,
 Seine letzten Quartette -
 Du so jung, so unnahbar stolz,
 Ach, um den Mund
 Stets den schmerzlichen Zug eines Wissens,
 Das dir sonst keiner teilt -
 Ja, du weißt noch, da war es
 Wie eine schattende Hand,
 Die sich zur Nacht wölbt,
 Dich ins Offene stößt, ins
 Ungekannte verlockt:
 Sieh' doch, da vorne das Land,
 Das dich erwartet,
 Baumbeständen von - sieh' nur! -
 Bangem Erstaunen, von
 Drohendem Schwarz, und ist doch,
 Als verspräche sich dir ein
 Weltzersprengendes Glück.
 Ja, du hattest das Dunkle
 Dieser Musik - »Arietta«,
 Was für ein Abgesang! -
 Längst als eigenen Schmerz erlebt
 (Anders hätte sie nicht
 Solche Macht und Verführung
 Unwiderstehlich geübt) -
 Dennoch war sie das Tor, das dich
 Damals ans Ungeheure
 Ganz verstieß, an das immer neu
 Fremde, und das schien
 Niemals, nirgends ein Letztes zu sein.

Heute fasst dich ein Staunen bei
 Dieser Musik, das zurücklockt,
 Wie als wär' da ein Glück,
 Ein verlorenes, neu
 Zu entdecken, ein Staunen
 Vor dem Schmerzlichen auch, das dich
 Damals betraf:
 »Ausgesetzt auf den Bergen« des Abschieds,
 Unten der Abgrund, die
 Wehmut baldigen Sterbens,
 Wehmut des großen Verzichts,
 Unwiderruflich,
 Ausgesetzt in die Weiten

Eines tödlichen Lichts -
Schweigen auf Eis und Geröll -
Das dich erfrieren
Machte, starr bis zum Herzgrund,
Gäb' es die Tränen nicht.
Untergegangen aber
Bist nicht *du*, ist schon lange
Jene schmerzschöne Welt,
Ja, du weißt heute nichts mehr,
Mögen die Räume so leer sein,
Nichts mehr von Einsamkeit,
Kaum noch kennst du das Wort. Ein Haus
Brauchst du keines, und nicht
Frostbedroht von den Sternen
Mondkalter Nacht, bist du hier
Heimisch mitten im Schwindenden:
Dir schneidet kein Verlust ins
Fleisch, ja streift dir auch nur die Haut,
Du musst nicht Abschied
Nehmen - Leib-tief gelassen, getrost.

(2002)

89 Forts.

X x X xx X x X
X xx X xx X X
xx X xx X
xx X xx X
xx X xx X X
X x X xx X x X
X xx X
X x X xx X xx X X
X xx X x X
X x X xx X X
X xx X xx X
X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X
X xx X xx X
X xx X X
X x X xx X X
X xx X x X X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X xx X x X
X x X xx X x X
X xx X x X X
X x X xx X x X
X xx X X
X x X xx X xx X

(und dasselbe noch einmal)

In der ersten Strophe dieses Gedichts wird wieder einmal auf die Kammermusik des späten Beethoven angespielt: auf die beiden letzten Klaviersonaten *Opus Einhundertzehn* und *Opus Einhundertelf* sowie auf die späten *Streichquartette* op. 127 bis 135. »*Arietta*« („Kleine Arie“!) hat Beethoven den zweiten und zugleich letzten Satz seiner letzten Sonate überschrieben, in Wahrheit ein Satz von überwältigender Größe und Abgründigkeit.

Und in der zweiten Strophe desselben Gedichts, ebenfalls nicht zum ersten Mal, vorsätzlich eingefügte Rilke-Anklänge! Unüberhörbar die Anspielung auf die berühmte Eingangs-Zeile: „*Ausgesetzt auf den Bergen* des Herzens“. Aber hier bei den *Bergen des Abschieds* geht es weder um das Verstummen noch das Ersterben des Gefühls, sondern – ganz radikal – um den Tod. Und dann liebe sich da noch eine Anspielung auf die Zeile: „Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr“ vermuten. Doch das trifft nur zur Hälfte zu: Es geht an der entsprechenden Stelle vielmehr lediglich um das *Haus* als Schutz gegen ein bedrohliches, existenz-bedrohendes Draußen.

Unten die Abgrundschwärze,
 Oben die Gipfel im Licht -
 Leben sei Untergang,
 Hast du gedacht,
 Abstieg ins Bodenlose,
 Das dich schließlich verschlingt:
 Stetig abwärts dein Weg,
 Unaufhaltsam, und gegen die Dämmerung
 Wie eine Fackel dein Leib,
 Lodernd vom Schmerz des Verzichts.
 Hier ein Halt oder dort,
 Heimisch zu sein, das schien
 Nur eine Rast, nicht von Dauer,
 Schon überschattet von neuem
 Aufbruch hinab -
 Wie gegenwärtig das alles,
 Mehr als Erinnerung
 Fast: *Opus Einhundertsechs*,
 Die *Große*
Hammerklavier-Sonate.

Wieder gehört, erst gestern,
 Und ist doch
 All dieser Schmerz nicht mehr wahr,
 Flüchtige Traumgestalt.
 Abgründe, sicher, sie lauern
 All überall,
 Unter den Spiegeln des Wassers,
 Abends im sinkenden Licht - dir
 Keine Bedrohung mehr:
 Sind dein eigener Leib,
 Der ohne Herzschlag und weit-
 Wandiges Buddha-Gefäß,
 Das, so viele es seien, sie all' umfasst -
 Leerer Leib ohne Grund,
 Daraus Leben erblüht,
 Freude zu sein, die Schrecken
 Keine mehr kennt:
Du noch im Abendlicht,
 Noch über Gräbern zuhaus,
 Eigenem Tod entronnen.

(2003)

Klaffende Wunden ins Licht,
 Wolkenleiber, vom Wind
 Aufgerissen und stürzt
 Weite herab,
 Dir auf den Weg,
 Hüllt dich ein,
 Huldvoll, und wie Gewand
 Schmiegsam, fast zärtlich dir –
 Sieh, und kein Zögern hemmt
 Noch den Schritt, kein Gefühl,
 Fremd zu sein, wo du gehst,
 Hier zuhause im Weiten und
 Wartest auf anderes nicht.

Jetzt lass' dich los, und was sonst
 Dich umdrängt und verhält,
 Stirb ins Weite hinein,
 Restlos, und nur
 Schweigendes bleibt,
 Herzschlagstill,
 Leben wie ohne Tod –
 Den hat es hinter sich –
 Leben ganz hell, und sei
 Noch so dunkel der Tag.
 Neues Land liegt vor dir,
 Ist das alte, nur dass du jetzt
 Sorgloser, liebender lebst.

(Für Julia - 2002)

X x x X x x X
 X x X x x X
 X x X x x X
 X x x X
 X x x X
 X x X
 X x x X x X
 X x x X x X
 X x x X x X
 X x X x x X
 X x X x x X
 X x X x x X x X
 X x x X x x X

 X x x X x x X
 X x X x x X
 X x X x x X
 X x x X
 X x x X
 X x X
 X x x X x X
 X x x X x X
 X x x X x X
 X x X x x X
 X x X x x X
 X x X x x X x X
 X x x X x x X

»Yume no ato« –

Ausgeträumt ist der Traum,
 Der sie verlockt,
 Ehre, Ruhm und Gewinn
 Auf dem Schlachtfeld zu suchen.
 Nur ihre Knochen noch
 Bleichen im Sommergras:
 Nichts weiß im Jubel des Lichts
 Steigend, fallend das Jahr,
 Nichts von Schrecken und Todesschrei,
 Damals beim Untergang,
 Als Verblendung erfuhr,
 Dass sie Verblendung war –
 Kein Erwachen indes,
 Nur Erlöschen und Nichts,
 Dort, als das Auge brach.

Licht, das den Himmel wölbt,
 Leicht, und weitert auch dich.
 Wieder weißt du, was längst
 Gültig entschieden ist:
 Dass zum Glück du nichts brauchst,
 Nichts als den „Großen Tod“,
 Der wie anderen Orts dich auch
 Hier aus Licht überfällt.
 Traum von Bedeutung und Ruhm,
 Er hat auch dich verlockt,
 Damals, doch hat ein Glanz,
 Der von drüben, schon längst dich
 Eines Besser'n belehrt,
 Seither so ganz
 Aus Verblendung erwacht:
 »Yume no ato«

(2003)

92 Forts.

X x x X X
 X x X x x X
 X x x X
 X x X x x X
 X x X x x X X
 X x x X x X
 X x x X x X
 X x x X x x X
 X x X x x X
 X x X x x X x X
 X x x X x X
 X x X x x X
 X x X x x X
 X x X x x X
 X x X x x X
 X x x X x X

X x x X x X
 X x X x x X
 X x X x x X
 X x x X x X
 X x X x x X
 X x X x x X x X
 X x X x x X
 X x x X x x X
 X x x X x X
 X x x X x X
 X x X x x X X
 X x X x x X
 X x x X
 X x X x x X
 X x x X X

Eines der bedeutendsten Haiku des japanischen Mönchs-Dichters Bashô – siehe den Text 27 – lautet: *Natsugusa ya / tsuwamono-domo ga / yume no ato*: „Nur Sommergras ist, / Was von all den Kriegern blieb – / nach ihrem **Traum**.“ – Bashô hatte auf einer seiner vielen Wanderungen auch eines der berühmtesten Schlachtfelder der japanischen Geschichte besucht, auf dem etwa 600 Jahre zuvor Tausende Krieger ihr Leben verloren hatten: Die einzige Spur, die von ihnen und ihren Träumen, ihren **verblendeten** Hoffnungen auf **Ruhm**, Erfolg und Reichtum, geblieben war, war das Sommergras, das das ehemalige **Schlachtfeld** bedeckte und über das der Wind hinstrich. – Das obenstehende Gedicht dramatisiert die Szene, indem es noch Knochen der Gefallenen im Grase bleichen lässt.

Immer wieder diese Spiegelungen um die X-Achse – auch hier liegt eine davon vor.

Sein und Nicht-Sein ist eins. Du
 Hast das Beispiel des Herbstes:
 Farben wie glühendes Leben,
 Blätterfall in den Tod.
 Noch im Sturz, noch am Boden
 Lodert das Glühen auf.
 Nicht bedarf es des Frühlings
 Zum Beweis, dass das Nicht-Sein
 Umschlägt ins Lodern des Seins.
 Schon der Herbst lässt das Sterben
 Zeugnis des Lebens sein.
 Da, dieser Unsinn, der alte:
 »Form ist Leere und Leere Form« –
 Wie Du siehst, es ist durchaus
 Etwas daran.

„Doch Du selbst, was bedeutet
 Dir, dass Sein zugleich Nicht-Sein
 Ist, zwar auch andersherum?“ – Ach,
 Angst, Verstörung und nachts
 Aufgeschreckt, von alldem kann
 Gar keine Rede sein.
 Täglich, mitten im Sein, übst
 Du gelassen das Nicht-Sein,
 Nistest Dich ein – wie dem Schoß
 Eh' mals Göttlicher Mutter,
 Weite gewinnst Du, auch
 Dass Dich kein Schrecken mehr trifft, dass
Du, vom Leben, vom Tod befreit,
 Dich ergehst noch in Räumen,
 Einst erst bewohnt.

„Was nur kann daran liegen,
 So vom Leben, vom Hiersein
 Abstand, ja Abschied zu nehmen?“ –
 Missversteh' mich doch nicht:
 Lebensmüde, wieso denn? –
 Lacht umso mehr Genuss
 Dir, als Süchte und Ängste,
 Daumenschrauben des Daseins,
 Dir nichts mehr sind. Kein „Du musst“
 Ehrgeiz halber, um Geltung,
 Immer-noch-mehr, noch stockt
 Schreckensgelähmt dir der Atem
 Um Versagen, Verlust. Du lebst
 Freudigst hierwärts. So reift Dir
 Nicht-Sein ins Sein.

93 Forts.

X x X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X x X xx X
X x X xx X X
X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X xx X x X
X xx X xx X X
X x X xx X x X
X x X xx X X
X xx X

X x X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X x X xx X
X x X xx X X
X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X xx X x X
X xx X xx X X
X x X xx X x X
X x X xx X X
X xx X

X x X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X x X xx X
X x X xx X X
X xx X x X
X x X xx X X
X x X xx X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X xx X x X
X xx X xx X X
X x X xx X x X
X x X xx X X
X xx X

Einem „aufgeklärten“ Zeitgenossen, der fest auf dem Boden der – materiellen – Realität steht, muss eine Aussage wie die des *Sûtra vom Herzen der Einsicht*, dass »**Form Leere und Leere Form**« sei, schlechterdings absurd erscheinen. – Der Eingangs-Satz: „**Sein und Nicht-Sein ist eins**“, ist nur eine andere Formulierung für den vom *Sûtra* ausgesprochenen Sachverhalt.

Reichtum ist keiner
 Größer an Fülle als der,
 Den du auf deinen so ganz
 Leeren, windstillen Händen trägst:
 Reichtum, und nichts ist,
 Das dir gehört,
 Aber du bist es,
 Bist die Stimme des Frühlings,
 Die aus den Knospen singt,
 Kaum erst geöffneten Mundes,
 Längst zum Lächeln bereit,
 Bist das Wandern der Sterne
 Über den Himmel der Nacht,
 Groß vor Schweigen und Glut –
 Schönheit zu keinem Zweck,
 Braucht sie niemanden, nichts.

Magst du auch manchmal
 Dasteh'n, und anders entleert:
 Bettelnd die Hände gestreckt,
 Wie ins »Elend« verstoßen, ein
 Barlach'scher »Vetter«
 Ganz »hoher Herrn«,
 » Ausgetan«, achtlos –
 Doch schreckt *dich* kein Verzagen:
 Was dich vom WEG gebracht,
 Dich gar ins »Elend« verbannt, du
 Streifst es ab, wie auch sonst,
 Dies dein Ich, das dich austreibt,
 Dich aus dem Strömenden drängt,
 Und ins Leben zurück
 Hilfst du dir kurzer Hand,
 Zeigst dem Ich: „Stirb doch du!“

(2001)

94 Forts.

```

X xx X X
X xx X xx X
X xx X xx X
X x X xx X x X
X xx X X
X xx X
X xx X X
X x X xx X X
X xx X x X
X xx X xx X X
X x X xx X
X x X xx X X
X xx X xx X
X x X xx X
X xx X x X
X x X xx X

X xx X X
X xx X xx X
X xx X xx X
X x X xx X x X
X xx X X
X xx X
X xx X X
X x X xx X X
X xx X x X
X xx X xx X X
X x X xx X
X x X xx X X
X xx X xx X
X x X xx X
X xx X x X
X x X xx X

```

Die 2. Strophe spielt auf Ernst Barlachs Drama *Der arme Vetter* an, dessen Held Hans Iver, seiner göttlichen Abkunft gewiss („... Papa ist einer von den Allerersten, bescheiden gesagt“) es als unerträglich empfindet, ins Elend der Niedrigkeiten menschlichen Daseins verstoßen („... hier ins Loch gebracht ...“, so verleugnet von den eigenen vornehmen Verwandten, so zu Leuten **ausgetan**; wie unsereins“) und von der Herrlichkeit seines göttlichen Vaters hier auf Erden ausgeschlossen zu sein: „... Haben Sie nicht manchmal Momente, wo Sie verarmter **Vetter** den **hohen Herrn** in seinem Glanz vorüberfahren sehen? Das heißt: Sie spüren's in sich, als käme Ihnen etwas nahe, von dem ein Verwandtes zu sein Ihnen wissbar wird. Und das Herz stockt Ihnen, Sie schnappen nach Luft und Sie brüllen wie ein Vieh auf in Ihrem **Elend**. Sie – Herr Zwieback – – brüllen Sie nicht auch manchmal über Ihr Elend?“ – Allerdings kann im Zusammenhang eines „atheistischen“ Zen-Gedichts nicht von einem *hohen Herrn* im Singular gesprochen werden; hier bedeutet das Ausgestoßen-sein vielmehr das Bewusstsein eines plötzlich offenbar werdenden Abstands zu den Tathâgatas, und derer gibt es bekanntlich unzählbar viele, Zhao-zhou zum Beispiel, Yun-men, Nan-quan und wie sie alle heißen, die großen Meister des Chan.

Wieder der Herbst,
 Der uns bevorsteht –
 Dir, was sonst
 Zeichen des Abschieds ist,
 Zeichen der Trauer, des Sterbens,
 Dir verspricht
 Erstes Gelb,
 Erste Rötung des Laubes,
 Morgenkühle aus Glanz und Dunst,
 Dir versprechen die Tage,
 Reif zum Herbst, wie sie sind,
 Endloses Strömen des Lebens,
 Lebensglut aus dem Andern,
 Allen Dingen unter der Haut.

Wieder ein Herbst
 Lässt dich vergessen,
 Was an dir
 Sterblich und schmerzlich ist,
 Altersgebreden zum Beispiel,
 Die schon längst,
 Schleichend erst,
 Dein Verfallen bezeugen.
 Doch das herbstliche Sterbensfest
 Stimmt, fast banges Erschrecken,
 Dich ins Glühen mit ein,
 Jubel aus jenen Bereichen,
 Die kein Sterbendes kennen,
 Dich verjüngen, zeitlos aus Nichts.

(2001)

```

      X x X
      X x X X
X x X
      X x X x X
      X x X x X X
X x X
X x X
X x X x X X
X x X x X x X
X x X x X X
X x X x X X
      X x X x X X
X x X x X X
X x X x X x X

```

(und dasselbe noch einmal)

Alles fällt von dir ab,
 Nicht nur Leben und Leib,
 Auch der Tod, auch das Streben
 Irgend auf Ziele hin.
 Frei von den Banden des Daseins
 (Und das Sterben, die Drohung,
 Dass du ihm nicht entrinnst,
 Hält dich am zähesten fest),
 Frei von Bürden, von Angst,
 Dass doch dies oder das
 Unerlässlich zum Glück,
 Unerreichbar vielleicht,
 Dass Enttäuschung, Verzicht
 Wunden schlägt, und vernarbt nicht,
 Dass gar zu leben nicht hinreicht,
 Was dir allemal bleibt –
 Länger berührt es dich nicht.

Nicht die Liebe erlischt.
 Glühend geht sie hervor
 Aus dem „Sterben“, dem „Großen“,
 Glühend wie jener »Kuss«
 Einst für die »Welt« – wie? – die »ganze«.
 Nicht den »Brüdern« jedoch und
 Nicht nur den Schwestern gilt
 Ihre verströmende Glut –
 Allen Wesen der Welt
 Schenkt sie freudig sich hin,
 Trunken, nüchtern wohl auch,
 Mehr als nur für den Tag,
 Diesen einen. – Und noch,
 Wenn du einkehrst nach innen,
 In dir die Stille dich aufnimmt,
 Bleibt im Schweigen, wen du
 Liebend umarmt, dir vereint.

(2002)

96 Forts.

X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X X
 X xx X x X
 X xx X xx X X
X x X xx X X
 X xx X x X
 X xx X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X X
 X xx X xx X X
X x X xx X
 X xx X xx X

X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X X
 X xx X x X
 X xx X xx X X
X x X xx X X
 X xx X x X
 X xx X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X
X x X xx X X
 X xx X xx X X
X x X xx X
 X xx X xx X

Wer kennt ihn nicht, und sei es durch Beethovens Vertonung im letzten Satz seiner 9. Symphonie: Schillers Hymnus *An die Freude*, und darin so hymnische Zeilen wie: „Froh, wie seine Sonnen fliegen, / Durch des Himmels prächt'gen Plan, / Wandelt, Brüder, eure Bahn, / Freudig wie ein Held zum Siegen!“ oder eben die hier zitierten: „Seid umschlungen, Millionen, / Diesen **Kuss** der **ganzen Welt!** / **Brüder**, überm Sternenzelt / Muss ein lieber Vater wohnen“ – Und zum anderen: Muss eigens daran erinnert werden, dass wir nicht nur die Geliebte, den Geliebten, sondern ebenso auch Eltern, Geschwister, Töchter und Söhne **liebend umarmen** können und hoffentlich auch tatsächlich tun?

Längst schon hast Du ein Loblied verdient,
 Hui-neng, Du alter Chinese.
 Jung noch warst Du, da hat Dich der Fünfte
 Eigenhändig und nachts
 Heimlich über den Fluss gebracht,
 Dich vor Missgunst, vor Rachsucht zu schützen,
 Warst Du doch für die andern
 Nichts als ein Dieb –
 Ach, das Tuschbild, oft wiederholt,
 Das diese Szene zeigt,
 Du selbst hast es niemals gesehen.
 Sicher, er hat es zu Recht getan:
 So nur konntest Du werden,
 Der Du geworden bist,
 Du, der Befreier des Chan.
 Hast uns doch von den Sütren befreit,
 Großmäulig-wortreichen Wundergeschichten –
 Ab ins Feuer mit ihnen, Schluss! –
 Von noch festerer Fessel auch,
 Nämlich vom Buddha selbst:
 »Ursprünglich ist da kein einziges Ding«,
 Auch nicht ein Buddha-Geist!
 Dank Dir, kühner Verkünder des Nichts!

»Sôgenji« – schon das Wort ist Programm:
 Es soll Dein ursprüngliches Chan, wie
 Du es dort an der Sô-Schlucht begründet,
 Unverfälscht, Hui-neng,
 Hier im Kloster bewahrt und für
 Alle Zeiten lebendig erhalten
 Bleiben. – Was aber tun sie
 Tatsächlich hier?
 Sütren singen sie, Hui-neng,
 Schreien sie stundenlang,
 Und Götter und andere Brut aus
 Shintô und sonstigem Mythos – vor
 Dir doch ohne Bestand – sie
 Beten sie lauthals und
 Beten sie inbrünstig an.
 Du, erhobenen Hauptes und aus
 Gut daoistischem Haus, Hui-neng, wo
 Nächst dem Himmel, der Erde der
 Mensch nur zu den Drei Großen zählt –
 Wie viele Feuer musst
 Du noch entzünden, um Unkraut wie das
 Gleichfalls der Flammenwut
 Preiszugeben, ach ja, Hui-neng!

97 Forts.

X x X xx X xx X
 x X X x X xx X X
 X x X xx X xx X X
 X x X xx X
 X x X xx X x X
 X x X xx X xx X X
 X x X xx X X
 X xx X
 X x X x X xx X
 X xx X x X
 x X xx X xx X X
 X xx X xx X x X
 X x X xx X X
 X xx X x X
 X xx X xx X
 X x X xx X xx X
 X xx X xx X xx X X
 X x X xx X x X
 X x X xx X x X
 X xx X x X
 X xx X xx X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X x X
 X xx X x X
 X xx X xx X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X xx X

Dieses Gedicht verdankt sich zum einen der Legende von **Hui-neng** (*hu-ee-nöng* gesprochen), dem sog. Sechsten Patriarchen des Chan-/Zen-Buddhismus, dem angeblich Hong-ren, der „**Fünfte** Patriarch“, nach der heimlichen Übertragung des Dharma an den ach noch so **jungen** Analphabeten, in eigener Person zur Flucht über den **Fluss** am Fuße seines Klosterberges verholpen hat. Und zum anderen dem bekannten Tuschebild des Song-zeitlichen Malers Liang Kai, das Hui-neng – der damaligen Um- und Neudeutung des Chan entsprechend – dabei zeigt, wie er ein Sūtra zerreißt. Auch der nachgerade berühmte Vierzeiler, in dem der junge Hui-neng mit seiner Aussage: »**Ursprünglich ist da kein einziges Ding**« die allgemeine Buddha-Natur als reines Nichts bestimmt, ist nichts als nachträgliche Zuschreibung – eine Aussage im Übrigen, die nur vor dem Hintergrund der Lehren des Daoismus zu verstehen ist, in denen der Urgrund allen Seins durch den Terminus *Wu* bezeichnet wird, der eben „Nichts“ bedeutet. Daher auch in der 2. Strophe die Formulierung: „**aus gut daoistischem Haus**“. – Hui-nengs eigenes Kloster hat im Süden Chinas an der *Cao-* (*Sō-*) **Schlucht** gestanden, von der ebenfalls in der 2. Strophe die Rede ist. Und beim »**Sōgenji**« handelt es sich um ein Zen-Kloster in der Rinzaï-Tradition am Stadtrand von Okayama, das im Jahre 2000 auf eine dreihundertjährige Geschichte zurückblicken konnte. Aus diesem Anlass war im Empfangsraum des Abtes ein kostbares altes Rollbild aufgehängt, auf dem eben die **Szene** festgehalten ist, wie Hong-ren dem **jungen** Hui-neng über den rettenden Fluss hilft.

Wieder schon Herbst, und wieder
 Die Tage entflammt
 Vom Feuer der Bäume,
 Glut noch im kühlen Licht
 Täglich tieferer Sonnen.
 Wieder auch dringt der Flammenschein
 Herbstlichen Laubes dir
 Unter die Haut,
 Zu frohem Erschrecken,
 Weckruf zugleich,
 Plötzlich und unversehen,
 In uralte Helle zurück,
 Älter noch als die Welt,
 Helle in dir, in den Dingen.

Herbst, das ist *Dein* Geheimnis,
 Beglückend seit je
 Und neu jedes Mal und
 Schenkt sich uns Jahr für Jahr:
 Dass aus Sterben noch Glut, noch
 Flammendes Leben aufblüht, so
 Flammend wie nicht das hell-
 Glänzende Grün
 Aus Knospen des Frühlings
 Uns überrascht.
 Tröstlicher Anruf Herbstzeit,
 Aus Leuchten und Schweigen und Tod:
 Tod ist keiner, wenn wir
 Uns diesem Leuchten ergeben.

(Für Allan - 2002)

X x x X x X X
 x X x x X
 x X x x X X
 X x x X x X
 X x X x x X X
 X x x X x X
 X x x X
 x X x x X X
 X x x X
 X x x X x X X
 x X x x X x x X
 X x X x x X
 X x x X x x X X

(und dasselbe noch einmal)

Licht wie ein Schwert,
 Das dich vom Tod
 Jählings ins Leben befördert,
 Das, als wär's in der Hand eines Gottes,
 Mauern, noch der Zyklopen,
 Dämme aus Fels zerschlägt.
 Fluten des Lebens
 Stürzen hervor und steigen,
 Tragen hinauf in Gefilde,
 Die man wohl einst
 Die der Seligen nannte,
 Weite, die nichts
 Duldet, was dich
 Einengt, beschwert:
 Kümmernisse, Verzagen,
 Ungenügen am Eignen und Neid,
 Angst, etwa Ziele – wozu denn
 Sollten die sein? – zu verfehlen –
 Weite, gespannt aus Licht,
 Schwebend treibst du dahin,
 Wie mit Segeln, vom Wind
 Steil in den Himmel gewölbt,
 Den so ganz wolkenlosen.

Glück, das dir erst
 Zufällt, wenn du
 Abschied zu nehmen gelernt hast:
 Schmerzlos Abschied von dir, deinen Sonnen
 Über Tagen und Nächten,
 Die deinen Wegen sonst
 Glanz wohl gewähren –
 Ach, deinen Wichtigkeiten,
 Die zu verlieren dir grausam
 Tödlich erscheint.
 Abschied also, den ganzen,
 Erst wenn du den,
 Schmerzlos und leicht,
 Gründlich erlernt,
 Kann das Schwert dich verwunden,
 Bis ins Mark, das aus Licht, und es geht,
 Jenseits der Mauern des Sterbens,
 Strömendes, weltweites Leben,
 Freudegestilltes, an.
 Singen spürst du in dir,
 Singen, das dich nicht braucht,
 Nicht deinen Leib, deinen Mund –
 Jubelnd bist *du* ihm Stimme.

99 Forts.

X xx X
X xx X
X xx X xx X X
X x X xx X xx X X
X x X xx X X
X xx X x X
X xx X X
X xx X x X X
X xx X xx X X
X xx X
X x X xx X X
X xx X
X xx X
X xx X
X x X xx X X
X x X xx X xx X
X xx X xx X X
X xx X xx X X
X xx X x X
X x X xx X
X x X xx X
X xx X xx X
X xx X x X X

X xx X
X xx X
X xx X xx X X
X x X xx X xx X X
X x X xx X X
X xx X x X
X xx X X
X xx X x X X
X xx X xx X X
X xx X
X x X xx X X
X xx X
X xx X
X xx X
X x X xx X X
X x X xx X xx X
X xx X xx X X
X xx X xx X X
X xx X x X
X x X xx X
X x X xx X
X xx X xx X
X xx X x X X

Im Chan- und Zen-Buddhismus gibt es – sozusagen seit jeher – die Redewendung von einem **Schwert**, das tötet und zugleich **Leben** schenkt.

»Kein richtiges Leben im falschen«,
 Wie es Adorno gesagt?
 Glaub' nicht, er wollte Dich täuschen,
 Hat er doch Dich, hat sich
 Ganz gefangen geseh'n,
 Hieß ihm »Verblendungszusammenhang« -
 Ja, ein Mantra, das ihm
 Gleichwohl den Weg ins Freie
 Nicht gewiesen - versperrt.
 Einer freilich, ein anderer,
 Hat ins »Erwachen« gerufen,
 Über Jahrhunderte hin
 Wie sonst keiner erfolgreich:
 Dass wir, auch Du, uns alle
 Aus eben Verblendung befrei'n,
 Lastend wie böser Traum, auch
 Seidiger Schleier und zart,
 So auf der Haut, und sie spürt's nicht.
 Noch eine gibt es, Verblendung:
 Deine Angst, dass Dein Sterben
 Schreiend schmerzhafter Abschied sei,
 Der für immer vom Glück.
 Ach, Du weißt ja so gar nichts,
 Nicht vom »richtigen Leben«,
 Nicht vom richtigen Glück.

Was Lockung und Angst ist - so wag's doch:
 Wage den letzten Verzicht,
 Ruf Dich zur Schwelle des Todes,
 Lass noch Dich hinter Dir:
 Niemandsland ohne Laut,
 Nirgends Gehöfte, kein Aufenthalt,
Du vermisst Dich nicht mehr.
 Jäh widerfährt Dir Klarheit,
 Dass Du Leben nicht brauchst.
 Tiefer Trost im Entschwinden:
 Nichts, das Dir jetzt noch ein Leiden
 Wäre, Verwundung zum Tod.
 Der ist dann schon durchschritten,
 Trifft Dich kein zweites Mal, Du
 Das Feld nach den Blumen, dem kein
 Schnitter mehr droht - und Feld doch,
 Das nur für Frühlinge taugt:
 Aufblüh'n aus Nichts überkommt Dich,
 Anfang zu schwebendem Leben,
 Leicht, weil Tod nicht mehr schreckt, und
 Leicht aus Freude, die sorglos geht,

Unbekümmert um Dich –
Erdenlos ohne Schwere,
Noch vor steigendem Dunkel
Wolken turmhoch vor Glück.

(Für Michaela v. L. – 2001)

x X xx X xx X X
X xx X xx X
X xx X xx X X
X xx X x X
X x X xx X
X xx X xx X x X
X x X xx X
X xx X x X X
X x X xx X
X x X xx X
X xx X xx X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X xx X x X X
x X xx X xx X
X xx X x X X
X xx X xx X
X xx X xx X X
X xx X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X x X
X x X xx X
X x X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X

x X xx X xx X X
X xx X xx X
X xx X xx X X
X xx X x X
X x X xx X
X xx X xx X x X
X x X xx X
X xx X x X X
X x X xx X
X x X xx X X
X xx X xx X X
X xx X xx X
X x X xx X X
X xx X x X X
x X xx X xx X
X xx X x X X
X xx X xx X
X xx X xx X X
X xx X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X x X
X x X xx X
X x X xx X X
X x X xx X X
X x X xx X

Von Theodor W. **Adorno** stammt der bestürzende Satz: „Es gibt **kein richtiges Leben im falschen**“ – ein Satz, der uns keinen Ausweg aus dem »**Verblendungszusammenhang**« des auf Ausbeutung sowohl der äußeren wie der eigenen, inneren Natur gegründeten, vom Konsum-Terror durchherrschten kapitalistischen Gesellschaftssystems zu lassen scheint.

Ob die Sonnen der Nacht, ob
 Mittagslicht auf den Bäumen,
 Abendwind auf der Flucht,
 Einer, der sich
 Über die Ränder des Tages
 Wie über Klippen stürzt –
 Du im täglichen Wandel
 Dort zuhause, wo nichts
 Ist, das sich wandeln kann,
 Du der Brunnen, aus dem
 Stille steigt in die Welt,
 Deinen Frieden empfängt sie,
 Schenkt ihn an dich zurück,
 Dass du ihr dankst, sie liebend:
 Heimstatt, deine, zu sein!

Sonnenglanz auf den Fluren,
 Farbenflut unterm Wind, vom
 Meer das blendende Licht:
 Schönheit, die glüht,
 Noch unter kühleren Lüften,
 Glut, die der Welt einwohnt.
 Doch da ist eine andre,
 Eine noch, die aus dir
 Anfängt und sich verströmt,
 Glut noch unter der Glut,
 Segensreich, die der Welt
 Erst so recht ihre Farben,
 Erst ihre Schönheit leiht:
 Du, so ins Nichts versunken,
 Teilst dich händevoll aus.

(2002)

X x X xx X X
 X x X xx X X
 X x X xx X
 X xx X
 X xx X xx X X
 X xx X x X
 X x X xx X X
 X x X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X
 X x X xx X
 X x X xx X X
 X xx X x X
 X xx X x X X
 X x X xx X

(und dasselbe noch einmal)

Hoher Himmel und weit,
 Leichtes Licht im September:
 Abschied feiern sie schon,
 Den vom Sommer, die Tage,
 Diese, so milde und hell.
 Glanz eines Glücks
 Liegt auf den Hängen,
 Freudig zum Herbst hin geneigt.
 Abschied heißt die Verheißung,
 Die dich, auch dich,
 Wieder und wieder erreicht.
 Was sie verspricht,
 Ist eine Freude, ein Strom,
 Ist eine Flut aus Glück,
 Wie sie nur dem sich schenkt,
 Der den Abschied vollbracht hat,
 Diesen für immer und ganz,
 Allem, allem entsagend,
 Bis ins Sterben hinein.

„Großer Tod“ ist das Wort,
 Das dich allseits begleitet,
 Ruf, Ereignis zugleich,
 Das zum Leben dich aufweckt,
 Leben noch über den Tod
 Leibes hinaus:
 »Fluss ohne Ufer«,
 Jenseits der Wände des Ich
 Wird sein Strömen zu deinem,
 Leer bis ans Nichts
 Lebst du das Steigen der Flut,
 Die sich zu Welt
 Wandelt und aufblüht und flieht,
 Strömt auch zu dir zurück,
 Weither und raumerfüllt,
 Und zu Freude sich auflädt,
 Machtvoll in sterblichem Leib,
 Reißt dich, trunken von Gnade,
 Da zu sein, mit ins Licht.

(2002)

102 Forts.

X x X xx X
X x X xx X X
X x X xx X
X x X xx X X
 X xx X xx X
 X xx X
 X xx X X
 X xx X xx X
X x X xx X X
 X xx X
 X xx X xx X
 X xx X
 X xx X xx X
 X xx X x X
 X xx X x X
X x X xx X X
 X xx X xx X
X x X xx X X
X x X xx X

X x X xx X
X x X xx X X
X x X xx X
X x X xx X X
 X xx X xx X
 X xx X
 X xx X X
 X xx X xx X
X x X xx X X
 X xx X
 X xx X xx X
 X xx X
 X xx X x X
 X xx X x X
X x X xx X X
 X xx X xx X
X x X xx X X
X x X xx X

»*Fluss ohne Ufer*« – eine Formulierung, die sich im Kontext des obenstehenden Gedichts geradezu aufdrängt, zugleich aber offenkundige Anspielung auf Hanns Henry Jahns berühmte Roman-Trilogie gleichen Namens ist.

Leiste keinen Widerstand.
 Folge dem Wink einer Hand,
 Die dich ins Dunkle ruft,
 Wortlos, und du
 Wende von allem dich ab,
 Was du gewesen bist.
 Geh die Schritte, die letzten.

Tritt ins Haus des Todes ein.
 Stirb in das Nichts, nimm die Welt
 Mit in den Untergang.
 Das freilich ist
 Erst nur ein geistlicher Tod.
 Wenn auch der Leib einst stirbt,
 Folg' ihm gleich leichten Schrittes.

Denen deine Liebe gilt,
 Ihnen sei kraftvoller Trost,
 Dass du aus tiefem Glück
 Scheidest, und nicht
 Soll'n sie, von Trauer beschwert,
 Dir an dein Grab auch noch
 Klageweiber bestellen.

(2000)

X x X x X x X
 X xx X xx X
 X xx X x X
 X xx X
 X xx X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X X

X x X x X x X
 X xx X xx X
 X xx X x X
 X xx X
 X xx X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X X

X x X x X x X
 X xx X xx X
 X xx X x X
 X xx X
 X xx X xx X
 X xx X x X
 X x X xx X X

Alles entfällt deinen weit,
 Weit geöffneten Händen,
 Leben und Zukunft und Welt,
 Und das Vergangene auch.
 Alles fällt dir hinab,
 Sanft hinab ins Entschwinden.
 Auch der Blick, der ihm folgt,
 Fällt dem Erlöschen anheim.
 So stehst du und übst dich im Sterben –
 Keineswegs eine »Beckett-Figur« -
 Stehst in der Zuversicht,
 In großer Erwartung der Freude.
 Und sie enttäuscht dich nicht.

Leichtfertig nicht und vergisst
 Sie, die Liebe, durchaus nicht.
 Denen du so dich entziehst,
 Wenn du im Sterben dich übst –
 Ihnen gilt um so mehr
 Deine Liebe, von Freude
 Ganz durchtränkt. Sie beschenkt,
 Andre beschenkend, dich selbst,
 Und schenkt ihnen dich, deine Freude.
 Mehr will Liebe als hilfsbereit sein,
 Liebe will glücklich seh'n,
 Und Glück kennt sie größeres keines,
 Als diesen Freudenstrom.

Dass auch die darin treiben,
 Denen die Liebe gilt,
 Uferlos und ins Offene hin,
 Das ist ihr Ziel.

(Für Jana, Allan und Julia – 2000)

104 Forts.

X x x X x x X
X x X x x X X
X x x X x x X
X x x X x x X
X x X x x X
X x X x x X X
X x X x x X
X x x X x x X
x X x x X x x X X
X x X x x X x x X
X x x X x X
x X x x X x x X X
X x x X x X
X x x X x x X
X x X x x X X
X x x X x x X
X x X x x X X
X x x X x X
x X x x X x x X X
X x x X x X
X x X x x X X
X x x X x X
X x X x x X x x X
X x x X

In den Romanen Samuel *Becketts* sind Helden, oder besser gesagt, *Figuren* wie Molloy oder Mallone nur noch damit beschäftigt, ihren Untergang, ihr unaufhaltsames Sterben in Szene zu setzen.

Herbst, und die Stimme der Farben,
 Stumm-mündig, lippenlos,
 Stürzt dir ins Ohr und kündet
Dir das Geheimnis der Welt,
 Kündet unmissverständlich, dass
 Da kein Geheimnis ist.
 Und eben dies,
 Dass sich da nichts verbirgt,
 Was dir wie Antwort wäre,
 Nichts auch, das dich als Frage bedroht –
 Ja, eben dies
 Hüllt dir das Herz in Frieden,
 Trägt dich auf breitem Strom
 Sanft und gelassen dahin.

Herbst, o Du stummer Mund,
 So von Bedeutung schwer, so
 Leicht und beredt
 Uns zu seligem Leben,
 Hier, diesen Augenblick,
 Diesen, die anderen auch.

Noch ein Geheimnis erzählt dir,
Deines erzählt der Herbst,
 Dass auch in dir kein Grund ist,
 Nur dieses Tod-bunte Laub,
 Das den Boden bedeckt, doch ist
 Darunter nichts. Und erst,
 Wenn du den Wink
 Dorthin befolgst, erst wenn
Du dich ins Grundlos-Leere
 Ganz ergibst, sind dir Leben und Tod
 Gleichweit entrückt,
 Beide in eins verschlungen:
 Herbstlicht treibt Glut hervor –
 Freude, und ruhest doch in Nichts.

Herbst, o Du stummer Mund,
 So von Bedeutung schwer, so
 Leicht und beredt
 Uns zu seligem Leben,
 Hier, diesen Augenblick,
 Diesen, die anderen auch.

(2001)

105 Forts.

X xx X xx X X
X xx X x X
X xx X x X X
X xx X xx X
X x X xx X x X
X xx X x X
X xx X
X xx X x X
X xx X x X X
X x X xx X xx X
X xx X
X xx X x X X
X xx X x X
X xx X xx X

X xx X x X
X xx X x X X
X xx X
X x X xx X X
X xx X x X
X xx X xx X

X xx X xx X X
X xx X x X
X xx X x X X
X xx X xx X
X x X xx X x X
X xx X x X
X xx X x X X
X x X xx X xx X
X xx X
X xx X x X X
X xx X x X
X xx X xx X

X xx X x X
X xx X x X X
X xx X
X x X xx X X
X xx X x X
X xx X xx X

Du bist wie ohne Haut:
 Wie ohne Hülle, die beschützt,
 Die abwehrt, was von draußen
 In dich dringen will.
 Dein Leib - ein off'nes Tor,
 Das alles einlässt, alles,
 Den Abendwind, den Wolkenzug,
 Das Frühlingsgrün, den Vogelruf,
 Das Rauschen, das vom Meer her kommt:
 Du lässt es ein - und nimmt doch nicht
 Von dir Besitz, zieht durch dich hin,
 Wie Vögel tun im Herbst,
 Als wärst du Himmelsraum.

Wenn du hinausschaust in
 Die Welt: auf Wolken vor dem Mond,
 Auf Hügel, Meeresbuchten,
 Wiesenhang und Wald,
 So schaust du nicht hinaus,
 Auf andres, jenseits deiner:
 Auch Reisen in die äußere
 Sind Reisen in die Innenwelt,
 Du bist im Draußen doch bei dir,
 In deinem eignen Grund, der auch
 Aus Bäumen, Teichen, Blumen spricht:
 Das Schweigen draußen ist
 Das Schweigen tief in dir.

(2003)

x X x X x X
 x X x X x X x X
 x X x X x X X
 X x X x X
 x X x X x X
 x X x X x X X
 x X x X x X x X
 x X x X x X x X
 x X x X x X x X
 x X x X x X x X
 x X x X x X x X
 x X x X x X
 x X x X x X

x X x X x X
 x X x X x X x X
 x X x X x X X
 X x X x X
 x X x X x X
 x X x X x X X
 x X x X x X x X
 x X x X x X x X
 x X x X x X x X
 x X x X x X x X
 x X x X x X
 x X x X x X

Verloren ins Schauen,
 Verloren ins Licht
 Über den Dächern, den Bäumen,
 Kahl und im Frühlingswind.
 Verloren ins Schweigen,
 Verloren ins Glück,
 Das dir mit Wellen des Leibes
 Tränen ins Antlitz schickt,
 Dir aus des Bauches Grund
 Unbezähmbar Gesang
 Über die Lippen drängt.
 Verloren ins Schwinden, das dich
 Sanft deinem Ich entführt,
 Verloren ins Schwellen
 Hinter den Dingen,
 Unter der Welt -
 Verloren und still.

Verloren in Nichts -
 Hülle und Leib
 Halten dich nicht, kein
 Erschrecken berührt dich:
 Ankunft und Heimkehr dort-
 Hin, wo keine Fragen mehr sind,
 Wo dich, so sagt man, dein
 Eignes Antlitz empfängt,
 Deines schon vor der Welt,
 Lächelnd und leicht und heißt
 Dich wie zuhause willkommen.
 Und Anruf ergeht
 Dir, wortlos, ins Leben,
 Wandlung zum weiten Ort,
 Darin das Aufblüh'n der Dinge
 Ins Heile gerät,
 Zu lichthellem Frieden.

(2004)

107 Forts.

```
x X xx X X
x X xx X
  X xx X xx X X
  X xx X x X
x X xx X X
x X xx X
  X xx X xx X X
  X xx X x X
  X xx X x X
X x X xx X
  X xx X x X
x X xx X xx X
  X xx X x X
x X xx X X
  X xx X X
  X xx X
x X xx X
```

```
x X xx X
  X xx X
  X xx X X
x X xx X X
  X xx X x X
x X xx X xx X
  X xx X x X
X x X xx X
  X xx X x X
  X xx X x X
  X xx X xx X X
x X xx X
x X xx X X
  X xx X x X
  X xx X xx X X
x X xx X
x X xx X X
```

Ein letztes Mal eine Spiegelung um die X-Achse.

Die Blätter fallen,
 Lautlos, ohne Wind.
 Der leise Hauch von Kühle,
 Der ihrem Fallen folgt,
Dich erreicht er nicht.
 So sterblich dieser Leib,
Dein Herz schlägt längst schon
 Einen andern Takt,
 Den Takt des Schweigens
 Jenseits jeder Jahreszeit.

Du hast dein Leben
 Nicht an diesem Leib.
 Das Welken ist ein Blühen
 An einem andern Ort.
Du bist's, der da blüht,
 Auch ohne dass du bist.
 Was sonst an Herbst
 Uns so traurig macht,
 Es macht dich inne
 Werden, dass dich Zeit nicht trifft.

(2000)

x X x X X
 X x X x X
 x X x X x X X
 x X x X x X
 X x X x X
 x X x X x X
 X X x X X
 X x X x X
 x X x X X
 X x X x X x X

x X x X X
 X x X x X
 x X x X x X X
 x X x X x X
 X x X x X
 x X x X x X
 X X x X X
 X x X x X
 x X x X X
 X x X x X x X

Die Sterne kennen Tage
 Und kennen Jahre nicht.
 Ihr Leuchten dauert, dauert, stirbt,
 Und neue Sterne leuchten auf,
 An andern Orten und
 In andern Galaxien.

Bedenke, was du bist.
 Und leichter wird es sein,
 Den „Großen Tod“ zu sterben.
 Sind wir doch nichts
 Vor solchen Zeiten, Räumen.

Der „Große Tod“ fragt nicht,
 Ob du willst, ob nicht.
 Er tritt dich eigenmächtig an,
 Von vorne, hinterrücks.
 Und Tränen schießen dir vors Augenlicht,
 Halb Glück, halb Schmerz,
 Und wandeln sich
 In Jubel, Feuer, Sterne um,
 Die sonnengleich
 Dir Tag und Nacht erhellen.
 So stehen Sterne um dich her,
 Die man, wie Rilke sagt, nicht sieht.
 Doch *du* - in Sternenglanz gehüllt,
 Gehst *du* dahin.

Bedenke, was du bist.
 Du bist in deinem Leerheitsleib
 Das Nichts, das bodenlose,
 Dem noch die fernsten Sternenhaufen sich
 Verdanken, dass sie sind.

(2000)

Jahre gibt es nur für Planeten mit ihrer mehr oder weniger elliptischen Umlaufbahn um ein Zentralgestirn: ihre Sonne, ihren **Stern**; und **Tage** gibt es ebenfalls nur für Planeten, die sich außerdem fortwährend um ihre eigene Achse drehen.

»Duftende Gräser« aus Nichts,
 Sacht sich wiegend im Leeren,
 Dort, wo es Windhauch nicht gibt, wohin
 Stürme des Daseins nicht reichen,
 Drüben, am »anderen Ufer«, das
 Dunkles Gewölk nicht kennt, nicht
 Grollen des Donners, nur
 Stille und Licht –
 Duft über Grasland,
 Sanftes Versprechen,
 Das vollkommenen Frühlings,
 Der doch nur hier sich erfüllt,
 Mitten in Leib und Leben.

Geht in die Berge hinaus,
 Dieser Meister Chang-sha, jagt
 Dann aber »fallenden Blüten« nach,
 »Kehrt« so voll Lust in das Erden-
 Dasein «zurück«, seine Flüchtigkeit
 Lebens und Sterbens, setzt sich
 Heftigem Tadel aus,
 Unstatthaft sei
 Diesseits-Verliebtheit.
 Glänzend pariert er
 Solchen Ruf zur Askese:
 Wo, wenn nicht hier, lebt das Glück
 Angstfreier Daseinsfreude.

»Dank« sei dem alten Chang-sha,
 Dass er den Mut uns bestärkt,
 Rückhaltlos zu bekennen:
 Nicht aus Leben und Welt die Flucht
 Macht den Sinn des Zazen,
 Dieser Übung ins Sterben:
 Hast du einmal gelernt, dein
 Ich ans Nichts zu verlieren,
 Hast die Leere erkannt
 Als deinen wahren Leib,
 Ungeworden und nicht
 Von Zerstörung bedroht,
 Stehst du und gehst
 Heiter im Sonnenlicht – und
 Wär' es die »Sonne Satans«.

(2004)

Abendfrieden –

Schon das Wort beseligt.
Und wie es trifft –
Der Welt ins Herz aus Glück.

Was Wind, was Sturm war,
Hat zur Ruhe sich gelegt:
Der Himmel klar und still,
Das Licht, im Sinken Gold,
Verklärt die Fluren weit ins Land.
Die Bäume ragen in ihr Schweigen auf,
Gelassen, uns zu sanftem Trost –
Die Nacht, sie zögert noch
Und schenkt dem Tag ein letztes Blüh'n;
Die Zeit verhält ihr Schreiten
Für einen langen, atemtiefen Augenblick,
Durch den, was jenseits ist und ohne Zeit,
Wie durch ein Tor, ein leises,
In das Gehöft der Dinge tritt.
Was noch an Schmerzen war, erlischt,
Und Ängste auch sind keine mehr.

Und Abendfrieden nimmt
Den Vogelflug vom Firmament.
Du bist jetzt still wie alle Welt,
So reich an Glück –
Und Tränen müssten stürzen,
Ließ' es die Stille zu!

(Für Jana – 2007)

Wie Beethovens Klavierwerk, in diesen Gedichten mehrfach zitiert, mit der Sonate Opus 111 abschließt, so endet auch dieser Zyklus meiner Zen-Gedichte mit einem Text Nr. 111. Und wie dort das Klavierwerk in der »*Arietta*«, dem zweiten und letzten Satz von Opus 111, seinen so abgründigen wie auch verklärenden Abschluss hat, so atmet hier das letzte Gedicht einen alles überstrahlenden **Frieden**.

Der Sturmwind,
der diesen Gedichten die Segel gefüllt hat –
er hat mich weitergetragen:
zu den Aufschwüngen des *Cong-rong-lu*,
alias *Shôyôroku*,
und schließlich hinauf in die Bergwelt eines *Bi-yan-lu*,
auch als *Hekiganroku* bekannt,
dessen klares Licht
auch ohne die letzten tradierten Haltgebungen
zu leben erlaubt.